



Saffo v. Hugo

Blumenstrauß



Die Bergstadt

Monatsblätter

19. Jahrgang / Heft 12

Was werden wir dann tun?

Von Gerhard Menzel

Die kleine Stadt Mährisch-Rothwasser im Kreise Frauwaldbau, am Fuße schwarz bewaldeter Hänge der karpatischen Ausläufer gelegen, war jüngst der Schauplatz höchst merkwürdiger und trauriger Ereignisse, von denen die große Welt freilich keinerlei Notiz genommen hat, weil sie stets mit den Auswirkungen weit größerer Katastrophen im Kampfe liegt. Gleichwohl verlohnt es sich, das Drama, das sich auf einem so winzigen und unbedeutenden Fleck dieser Erde abgespielt hat, allenthalben bekannt zu machen, darum nämlich, daß man in ihm die Fragwürdigkeit unserer Existenz und das grausame Schicksal, dem wir nicht entgehen können, ganz und gar beschlossenen findet. Es ist fast wie eine Allegorie jener vielfältigen Erscheinungen, die in ihrer Gesamtheit darauf hinwirken, uns den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Mährisch-Rothwasser besaß zu der Zeit, da diese Geschichte beginnt, etwa viertausendsechshundert Einwohner, die sich nach Art ihrer Vorfahren vom Ackerbau, vom Holzhandel und von einer kleinen, durch das Gefälle des Rothwassers betriebenen Sägemühlenindustrie ernährten. Es gab von diesen Sägemühlen siebzehn, alte, vorinftlutliche Betriebe, die zwar eine respektable Anzahl von Menschen, zu niedrigen Löhnen freilich, beschäftigten, indessen von Jahr zu Jahr immer weniger Gewinn abwarfen, trotzdem sie die Kraft so gut wie nichts kostete. Außerdem waren da eine Brauerei, eine Ziegelei, eine Blaudruckerei, zwei Steinbrüche und ein Franziskanerkloster. Die nächste Eisenbahnstation lag sechzehn Kilometer entfernt, und das war, wie man allgemein annahm, der Grund, warum sich die Stadt nicht hatte

entwickeln können, noch je hoffen durfte, einen Aufschwung zu nehmen. Aber es war nicht der einzige Grund und vor allem nicht der hauptsächlichste.

Die Rothwasserer waren nämlich gar nicht begierig, ihre Stadt zu vergrößern, die Industrie zu modernisieren und so leistungsfähiger zu machen oder gar neue Unternehmer anzulocken. Im Gegenteil, sie hingen am Alten und sahen jede noch so geringe Neuerung mit scheelen Augen an. Sie wünschten nicht, ihr Vermögen auf die heutzutage übliche Weise zu vergrößern, indem sie mit der Zeit mitgingen und ihr Einkommen durch wagemutigen Einsatz des Kapitals vermehrten, weil sie fürchteten, daß sie bei derlei Experimenten ihr Geld loswerden könnten. Vielmehr besolgten sie die ihnen eigentümliche und seit alters bewährte Methode, durch Genügsamkeit, Sparsamkeit, Bedürfnislosigkeit oder Geiz den größeren Teil ihrer Einkünfte zu erübrigen und dem Schätze einzuverleiben, der sich im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten in den Truhen angesammelt hatte. Eine Bankfiliale, die in der Hoffnung auf Geschäfte in der Stadt eröffnet worden war, hatte demzufolge bereits nach einem halben Jahr wieder zumachen müssen. Nicht einmal eine Spartasse gab es; aber auch kein Armenhaus.

Es versteht sich von selbst, daß an einem Ort, in dem die alteingesessene Bürgerschaft so wenig Bedürfnis zeigte, daß z. B. kunstseidene Strümpfe als unerhörter und unerschwinglicher Luxus galten, selbst noch jene Arbeiter, die die niedrigsten Verrichtungen ausübten, trotz ihres kümmerlichen Lohnes doch zufrieden waren, wenigstens ihr nacktes Leben fristen zu können. Die Armllichkeit

des Lebenszuschnittes hatten sie ja selbst mit den Reichsten gemein, so daß ihnen nicht einmal der Gedanke an eine Empörung kam. Wer sich hierhin verließ, gleichviel, ob er als Unternehmer oder als Arbeiter sein Glück versuchen wollte, erlag entweder der Atmosphäre dieser Stadt, indem er sich den Geplagenheiten, die hier herrschten, schon bald unterwarf und ebenso bedürfnislos, genügsam oder geizig wurde wie die Ureinwohner, oder er flüchtete alsbald wieder, wenn er sich außer Stande fühlte, in einer solchen Stagnation zu existieren. Ausgemachte „Rebellen“ aber, die den Versuch unternahmen, die kleinen Leute aufzureizen, scheiterten kläglich an der Indolenz, die alle Rothwasserer scheinbar gegen die Gefahren der Leidenschaften feiten. In dieser Stadt waren die Kinder bereits im Alter von vier Jahren erschreckend altklug, und die Jugend huldigte den Grundtugenden, die sie mit der Muttermilch eingesogen hatte. Ausnahmen bestätigten selbstverständlich auch hier nur die Regel. Sie wurden durch grausame Maßnahmen, durch fast mittelalterliche Torturen eingeschüchtert und schließlich, halb gar nichts, rücksichtslos vertrieben. Ist es nach allen diesen Beschreibungen noch nötig, zu erwähnen, daß die religiösen Exerzitien von der Bevölkerung mit Ernst und Eifer ausgeführt wurden?

Und doch kam der Tag, da der neue Geist, der alle Welt erfüllte, auch in Mährisch-Rothwasser Eingang hielt. Er erschien in der Gestalt eines gewissen Hermann Schildgen, eines Manues aus altem Rothwasserer Hause, der vor länger als zwanzig Jahren der Vaterstadt den Rücken gekehrt hatte, um andren Orts sein Glück zu machen. Sechzehnjährig hatte er Rothwasser als verllorener Sohn gleichsam verlassen; verstoßen von seinen Eltern, die in ihm ein mißratenes, aus der Art geschlagenes und von Gott verloren gegebenes Geschöpf sahen; begleitet von den bösen Prophezeiungen der Verwandten und Bekannten, die von der trotigen und frechen Widerspenstigkeit, von der unbändigen Wildheit und fast schon zynischen Respektlosigkeit des jungen Mannes erschreckt waren; ausgegeben auch endlich von der Geistlichkeit, deren Anstrengungen, das verlorene Schaf zu retten, vergeblich gewesen waren. Da er sich erdreistete, jegliche Autorität zu leugnen, hielten ihn viele für den Antichrist. Mit dem Fluche aller also beladen, war er damals ausgezogen, mit einem Vermögen von ungefähr zweihundertfünzigtausend Mark kehrte er jetzt aus Amerika zurück. Seine Mutter fand

er nicht mehr am Leben, seinen Vater traf er sterbend an. Aber der Alte wollte seinen Sohn nicht erkennen und kehrte sich mürrisch zur Wand. Unausgeföhnt und ohne ein Wort zu sagen, ging er aus dieser Welt. Der Notar, der Schildgen wegen der Erbschaftsangelegenheit nach Rothwasser gerufen hatte, erklärte dem Sohne, daß er, da der Alte kein Testament hinterlassen habe, der Erbe des Hauses, des Vermögens, der Liegenschaften und der zwei Sägemühlen sei.

Hermann Schildgen begrub seinen Vater, ohne ihm zu zürnen, ohne ihm dankbar zu sein, aber auch ohne ihm nachzutruern, und er nahm darauf von dem Hause seiner Vorfahren Besitz, in dem er sich einnistete wie eine Schwalbe, die zurückgekehrt ist, den Sommer an altgewohntem Plage sorglos und ohne an die Zukunft zu denken zu verbringen. Ein glückseliger Zustand für einen Menschen, der in der rauhen Welt umhergetrieben worden war. Er sprach mit niemandem in der Stadt, was ihm als Hochmut ausgelegt wurde, spazierte vielmehr allein in der Umgegend umher, mühsam alle Erinnerungen an seine Jugendzeit zusammensuchend. Es waren freilich nicht viel angenehme, da er höchst spartanisch und puritanisch erzogen worden war, aber da, wo sie heimliche waren, waren sie um so süßere. Er gönnte sich auf der Höhe seines Lebens, ermüdet von der Jagd nach dem Gelde, mit einem gewissen freudigen Erntannen diese Ausschweifungen des Gefühls, deren er sich gar nicht mehr fähig geglaubt hatte.

Die Tage gingen dahin, und er genoß die Stille und den Frieden, denn in der Welt hatte er es gelernt, auf das Urtheil der Mitbürger zu pfeifen, dem Klatsch keine Bedeutung zuzumessen, sich an seinen Feinden nicht zu ärgern und seine Umgebung, die immer mißgünstig gewesen war, zu ignorieren. Mit einem Worte, er war an jenem Punkt angelangt, an dem wir alle in unserem Leben hin und wieder anzulangen pflegen, wo wir nämlich mit einem Abschnitt unseres Daseins Schluß machen, um einen neuen zu beginnen; wo wir Inventur veranstalten, das Resümee unserer Erfahrungen ziehen, alte Bindungen lösen, um dann, befreit von allem Ballast, der sich angeammelt hatte, mit leichterem und übersichtlicherem Gepäck in einer ganz anderen Richtung weiterzumarschieren, neuen Zielen zu. Viele tun es bewußt, weil sie die geheimnisvollen Kräfte kennen, die uns ein solcher Wechsel der Gesellschaft, der Landschaft, des Klimas und vor allem die Entblößung von allerlei Gepäck

an dem wir zuletzt schon allzuschwer zu schleppen hatten, verleihen. Andere wieder, wohl die Mehrzahl, tun es unbewußt, wie Schildgen zum Beispiel, der sich keinerlei Rechenschaft über die Vorgänge in seinem Inneren ablegte. Auch er hatte, als er sich auf die Reise begab, mit einer Periode seines Lebens unbewußt abgeschlossen, Inventur gemacht, das Refümee gezogen, alte Bindungen gelöst und hatte mit leichtem Gepäck den neuen Weg eingeschlagen, aber dieser Weg führte ihn, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, in die Sadgasse der Jugenderinnerungen, und er wußte nun nicht, was er mit sich anfangen sollte. Es wurde ihm unbehaglich zumute. Kein Wunder also, daß er, nachdem er sich erst aus der lähmenden Stimmung des Sichgehenlassens ernüchtert hatte, zunächst seine Augen unruhig im nahen Kreise seines Aufenthaltsorts schweifen ließ. Und als ihn dann die Latenlust mit der Plöyllichkeit und Gewalt eines Fiebers überfiel, zeigte es sich, daß schon Ideen da waren, die, ihm unbewußt, seit langem schon gehoben, nur auf den Atem warteten, der sie zur Sichtbarkeit erwecken würde. Schwer zu sagen, wie groß hierbei der Anteil der angenehmen, wie groß der der unangenehmen Erinnerungen war; wie stark sich der Einfluß des Jorns über die Indolenz, die Selbstgerechtigkeit und Starrköpfigkeit der Rothwasserer geltend machte; welche Rolle die jedem Menschen eingeborene Reformations-sucht spielte, und welche jene persönliche Überheblichkeit, die Schildgen schon in seiner Jugend bewiesen hatte. Er selber redete sich jedenfalls ein, daß er hier einen Ort gefunden habe, dem er die Zivilisation mit all ihren Vorteilen und Schätzen bringen konnte, ja, daß es sogar seine Aufgabe war, diese Menschen aus dem tiefen Schlaf zu erwecken, der schon Jahrhunderte angedauert hatte, damit sie an dem Leben der Welt teilnehmen möchten.

Mit Feuereifer ging er ans Werk, in der Meinung, auf solche Art seinem Leben einen Inhalt zu geben. Da er an Intelligenz, Erfahrung, Schwungkraft, Wagemut und nicht zuletzt an Vermögen allen in Rothwasser überlegen war, gelang es ihm leicht, den Holzhandel an sich zu reißen. In Anbetracht der guten Endzwecke seiner „Mission“ scheute er nicht vor der Anwendung rückwärtsloser, amerikanischer Methoden zurück. Nach kaum zwei Monaten sahen sich nicht nur die ansässigen Holzhändler völlig aus dem Geschäft ausgeschaltet, sondern auch die Besitzer der riesigen Forsten waren Schildgen

bereits durch Vorauszahlungen, die sie erhalten hatten, so verpflichtet, daß sie schließlich Bedingungen annehmen mußten, die sie unter anderen Umständen nie angenommen hätten. Hatte man ihm anfangs Argwohn, Hohn und Spott entgegengebracht, gleichsam als hätte man es mit einem größenwahnsinnigen Charlatan zu tun, jetzt — nach nur zwei Monaten — war es schon so weit, daß man ihn haßte. Noch niemals hatte man in dieser Gegend mit solchen Zahlen gerechnet, wie sie diesem Schildgen gefläufig schienen und von denen er so gar kein Wesens machte. Das erschien den Rothwasserern schlechthin teuflisch, und viele meinten auch, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe und daher ein böses Ende nehmen werde. Anstatt also den Kampf mit ihm aufzunehmen, wobei unzweifelhaft die ganze Stadt nur Vorteile gewonnen hätte, legten diese Braven die Hände in den Schoß und warteten auf das Gericht Gottes, der diesen Frevler zur Hölle schicken würde. Man wird verstehen, daß diese Haltung, die die Rothwasserer einzunehmen für gut hielten, nur den einen Erfolg hatte, daß Schildgen seinen Eifer verdoppelte. Er beschäftigte von Tag zu Tag mehr Leute, teils solche von auswärts, teils einheimische. Und nicht nur bezahlte er sie besser, als es in Rothwasser Sitte war, sondern er errichtete auch auf seinem riesigen Holzplatz eine Kantine, in der Nahrungs- und Genußmittel zu ganz niedrigen Preisen verkauft wurden, zu Preisen, mit denen die Kaufleute der Stadt nicht konkurrieren konnten, weil sie weder über die Talente noch über die Hilfsmittel Schildgens verfügten, der ein geschickter Einkäufer war. Er wußte nur zu gut, daß es unerläßlich war, zuvörderst die natürliche Begehrlichkeit der Menschen zu erwecken, wenn er sie dem Fortschritt zugänglich machen wollte. Es konnte nicht fehlen, meinte er, daß die eingeborenen Arbeiter, die er beschäftigte, sowohl durch die ungewohnte Höhe ihres Lohns (nach dem amerikanischen Prinzip der Prosperity) und die vorteilhafte Einkaufsquelle, die Anreiz genug bot, mehr einzukaufen, als man früher gekauft hatte, als auch durch das Beispiel und den Einfluß der Auswärtigen zum Sauer-teig der Begehrlichkeit in Rothwasser wurden. Es galt ja, eine Bresche in die Ergebenheit, in den slavischen Fatalismus, in die Selbstgenügsamkeit zu schlagen, denn, sagte sich Schildgen, die Unzufriedenheit, die notwendig aus der Begehrlichkeit erwächst, ist schon der Anfang des Fortschritts, während die Zufriedenheit alle Kräfte lähmt, die Menschen verdirbt, wie der Frieden den Soldaten ver-

dirbt und zu allen größeren Taten unfähig macht. Solcher Art war seine primitive Philosophie (wenn man das Wort Berechnung nicht gebrauchen will), und es zeigte sich später, daß sie Hand und Fuß hatte, freilich auch — einen Pferdesuß!

In der Tat florierte die Kantine alsbald glänzend. Nicht nur die Arbeiter des Holzplatzes, sondern auch ihre Frauen gewöhnten sich daran, alle ihre Einkäufe in der Kantine zu machen. Und zwar kauften sie, ganz wie Schildgen vorausgesehen hatte, nicht nur Waren, mit denen sie sich früher begnügt hatten, weil sie durch ihren jämmerlichen Lohn und die hohen Preise zu dieser Genügsamkeit gezwungen gewesen waren, sondern auch solche, auf die bisher auch die Reichen von Rothwasser Verzicht geleistet hatten, weil sie sie für entbehrlich hielten. Es wurde z. B. allein in Schildgens Kantine täglich die doppelte Anzahl von Tabakpaketen, Zigarren und Zigaretten verkauft, als früher in ganz Rothwasser. Man wird sich leicht vorstellen können, wie es zu diesen ersten Ausschweifungen kam, wenn man bedenkt, daß die Hausfrau, die daran gewöhnt war, bei den notwendigsten Wocheneinkäufen den ganzen Wochenlohn zu verausgaben, nunmehr, nachdem sie die gewohnte Menge Lebensmittel zusammengekauft hatte, sich noch im Besitze der Hälfte des Lohnes sah. Anfangs naschte sie also, mit schlechtem Gewissen zwar, aber doch durch ihren vermeintlichen Reichtum verleitet, hier und dort, wenn auch noch zaghaft: kaufte Bonbons von der billigsten Sorte für die Kinder — ein ungewöhnlicher Luxus! — Tabak für den Mann — ein unverantwortlicher Leichtsin! — und für sich selbst den einen oder anderen Bederbissen — ein unerhörter Frevel! Schnell aber lernte sie, alle diese Dinge, die sie zuerst als Geschenke des Himmels betrachtet hatte, für Selbstverständlichkeiten und Notwendigkeiten anzusehen, die unmöglich mehr entbehrt werden konnten. Die Gewissensbisse, die sie anfangs beunruhigt hatten, wurden schwächer und schwächer und waren schließlich gar nicht mehr spürbar. Der Mensch gewöhnt sich rascher an den Luxus als an das Elend. (Das ist die Tragödie der Zivilisation.) Die Folge war, daß sie über die bereits zur Notwendigkeit gewordenen Waren hinaus ihre Blicke begehrt auf andere, teurere Dinge warf, die ihr jetzt nicht mehr so unerreichbar erschienen.

Die Frau, sagt Balzac, trägt durch die Leidenschaft die Unordnung in die Gesellschaft. Nirgends konnte die Wahrheit dieses Satzes

sinnfälliger in Erscheinung treten, als in diesem ersten Akt des Dramas von Mährisch-Rothwasser. Beschränkten sich auch die Auswirkungen der Begehrlichkeit zunächst auf die Familien der von Schildgen beschäftigten Arbeiter, so wuchs doch bald schon der Neid, jene erste naive Regung, der die Unzufriedenheit auf dem Fuße zu folgen pflegt, in den Herzen der anderen, auf Lohn angewiesenen Geschöpfe. Die Frauen nämlich der anderen, als sie sahen, daß der Zustand, den sie seit langem geduldig als etwas Gegebenes hinnahmen, nicht unveränderlich sei, triebten ihre Männer, daß auch sie darauf hinarbeiten möchten, eine bessere Bezahlung zu erlangen, damit auch sie der Segnungen der Unternehmungslust, des Wagemuts und des Fortschritts teilhaftig werden möchten, wie jene Glücklichen, die Schildgen zu sich genommen hatte. Während die Frauen sich nicht scheuten, den Kaufleuten höhnische Vorwürfe wegen der Preise zu machen, die sie forderten, wagten es die Männer ihrerseits nicht, gegen ihre Herren, die sie so kurz hielten, ohne weiteres aufzumucken. Aber insgeheim bei sich selbst und auch in geflüsterten Gesprächen singen sie schon an, zu behaupten, daß sie von ihren Unternehmern ausgebeutet und betrogen würden; eine bedenkliche Erscheinung angesichts der patriarchalischen Verhältnisse, die in Rothwasser überliefert waren. Sie ahnten natürlich nicht, aus welchen spekulativen Gründen Schildgen seine Leute besser bezahlte und daher gerieten sie, von ihren Frauen unaufhörlich bedrängt, in jenes Stadium der Kindheit gleichsam, da das Mißtrauen gegen die Eltern rege wird, durch den Einfluß der Kameraden Verschwiegenheit und Heimlichkeit an die Stelle von herzlicher Offenheit und unbedingtem Vertrauen treten, und die Autorität jenen ersten entscheidenden Stoß erhält, der schließlich ihren Sturz unvermeidlich macht.

Schildgen, der mit Freuden sah, wie der Sauerteig der Begehrlichkeit jene Gärung hervorrief, die notwendig war, der Stagnation Rothwassers ein Ende zu machen und so endlich die Kommunikation der Stadt mit der lebendigen Welt herzustellen, begann nun, nachdem er den Holzhandel in Schwung gebracht hatte, die beiden ererbten Sägemühlen zu einem großen Werk auszubauen, das im ganzen Regierungsdistrikt einzig dastehen sollte! Er versuchte, alle Sägemühlenbesitzer der Stadt, die ja jetzt schon zum größten Teil auf ihn als Auftraggeber angewiesen waren, zu einer Interessengemeinschaft zusammenzuschließen, damit alle an dem Aufschwung,

den diese Industrie durch seine Initiative nehmen sollte, beteiligt würden. Er bekam ein eisiges Resus von ihnen. Denn sie fürchteten ihn wie den Teufel und glaubten, er wolle sie nur in eine Falle locken, um sie gänzlich zu verderben. Sie begnügten sich, Schildgen ein böses Ende vorauszusagen, und, damit diese Voraussagung auch eintreffe, riefen sie den Himmel zum Schutz gegen den Satan an, als dessen Werkzeug sie Schildgen betrachteten. Schildgen aber zögerte jetzt, nachdem sie auf solche Art seine Hand ausge schlagen hatten, nicht länger, sie ihrem Verderben zu überantworten, entzog ihnen alle Aufträge und begann, sein Holz selbst zu sägen. Da die Kräfte des Rothwassergesälles nicht ausreichten, die Arbeit zu bewältigen, ließ er vom Elektrizitätswerk der Kreisstadt eine Stromzuführungsleitung nach der Stadt bauen und scheute sich nicht, eine Garantieklausel zu unterschreiben, bezu folge er eine bestimmte, ziemlich bedeutende Menge Stroms abnehmen bzw. bezahlen mußte. Die Summe dieser seiner Verpflichtungen sollte sich aber in dem Maße verringern, in dem von anderen Einwohnern Strom verbraucht würde. Er war überzeugt, daß Rothwasser im Zeitraum eines Jahres völlig elektrifiziert sein werde, so daß das Risiko, das er einging, seiner Meinung nach nur geringfügig war im Verhältnis zu den Vorteilen, die ihm die Anwendung moderner Maschinen im Betrieb versprach.

In der Übergangszeit, die etwa dreiviertel Jahre währte, beschäftigte er in den Forsten, auf dem Holzplatz, auf den Führerjungen seiner Lastautomobile und in dem großen, in der Entstehung begriffenen Sägewerk fast zwölfhundert Menschen, davon nur zweihundert Auswärtige waren. Wenn man bedenkt, daß die gesamte Seelenzahl Rothwassers zu der Zeit, da Schildgen eintraf, viertausendsechshundert betragen hatte, wird man sich kaum irren, wenn man annimmt, daß mehr als die Hälfte der Einwohner unmittelbar oder mittelbar von Schildgens Unternehmungen lebte. Der Rausch des Aufschwungs, der die Stadt ergriffen hatte, war ungeheuerlich. Schildgen hatte die kleine, hölzerne Kantine durch ein regelrechtes zweistöckiges Kaufhaus ersetzen lassen, in dem er die modernsten Waren aller Art zu Preisen, die für seine Arbeiter erschwinglich waren, feilbieten ließ. Dieser provisorische Zementbau, zu dessen Errichtung drei Monate genügt hatten, bedeutete den Ruin der Rothwasserer Kaufmannschaft. Die Entwicklung schritt unaufhaltsam vorwärts und machte vor denen,

die sich ihr mit Zorn, Hohn, Drohungen, Beschwörungen und bösen Prophezeiungen entgegenstellten, keineswegs halt. In ganz kurzer Zeit waren die Bedürfnisse der Menschen, wie durch einen Zauber, verdoppelt. Dinge, die man früher nicht einmal gekannt hatte, galten jetzt schon allgemein als selbstverständliches Zubehör zum Leben. Mit einer Konchalance, die denjenigen, der die Rothwasserer zuvor gekannt hatte, verblüffen mußte, kauften die Frauen und die Mädchen kunstseidene Strümpfe, Schuhchen mit hohen Absätzen, konfektionierte Waren aller Art, Spitzenkrägelchen und Pullover, Wintermäntel mit Kaninchenfellbesätzen, kurzum alles, was die moderne Industrie an Talmieleganz auf den Markt bringt, um den Minderbemittelten wenigstens den Schein des Luxus liefern zu können und so Ansprüche zufriedenzustellen, die unter normalen Verhältnissen niemals hätten befriedigt werden können. Durch den Zuzug junger Spezialtechniker, die Schildgen brauchte, wurden die jungen Männer Rothwassers gezwungen, sich ebenfalls herauszuputzen, damit sie ihre Mädchen nicht an jene selbstbewußt auftretenden Fremden verlören. Ohne daß man hätte sagen können, wie es zugegangen war, lockerten sich fast mit einem Schläge die strengen Bande der Sitten, die in der Stadt seit alters als unverletzlich gegolten hatten. Die Jugend emanzipierte sich. Es wehte ein frischerer Wind, der die Köpfe frei und alle blassen Wangen rot machte, und die Luft am Leben, die so lange verbannt gewesen war, ergriff die Herzen, ließ sie erzittern unter dem Schauer der Genüsse, feuerte sie an, teilzunehmen an den Vergnügungen dieser Welt. Es war nur natürlich, daß etliche im ersten Rausch einer so plötzlich gewonnenen Freiheit über die Stränge schlügen. Die Tragödien, die daraus entstanden, be stärkten die alten, unverbesserlichen und intoleranten „Finsterlinge“ — so wurden sie von dem erwachten Geschlecht genannt — in dem Glauben, daß es sich um ein Teufelswerk handle und daß die Strafe des Himmels nicht mehr lange werde auf sich warten lassen. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, da sie mit erbärmlicher und unfruchtbarer Schadenfreude die Bilanz dieses „verderblichen Wahnsinns“ ziehen durften.

Vielmehr blühte die Stadt von Tag zu Tag mehr auf. Die Erzählungen von den unwalzenden Ereignissen in Rothwasser lockten viele Menschen vom Lande herbei, die ihren Anteil am Glück haben wollten. Es wurden Häuser gebaut, Straßen angelegt, und die Automobile, von denen die Roth-

wasserer früher nur wenige gesehen und angestaunt hatten, wurden zum alltäglichen Anblick. Die Spezialarbeiter kauften sich Motorräder auf Abzahlung. Das alte Restaurant „Zum Fuchsberg“ kam in die Hände eines energischen Mannes aus der Provinzialhauptstadt, und dieser Mann ließ alles aufs Feinste und Modernste herrichten, um den Konsum von Wein, Bier und Schnaps zu heben. Das gelang ihm über Erwarten gut, da er nicht nur des Sonntags im Tanzsaal große „Bergnügen“ arrangierte, bei denen eine siebenköpfige Jazzkapelle aufspielte, sondern außerdem auch noch Mittwochs und Sonnabends in einer seltsam dekorierten und rot beleuchteten Tanzdiele mit Mischen für die Pärchen Tanzabende veranstaltete, die von den Kavaliern und allen, die es sein wollten, mit ihren „Damen“ regelmäßig besucht wurden. Der ungewohnte Luzus des Etablissements blendete die Besucher so, daß sie mit der dürftigen Einrichtung ihrer Wohnungen unzufrieden wurden und schließlich das Elternhaus nur noch als Schlafstelle benutzten. Es versteht sich von selbst, daß die Petroleumlampen in den meisten Häusern Rothwassers vom elektrischen Licht verdrängt worden waren. In keiner Beziehung hatte sich Schildgen mit seinen Spekulationen verrechnet. Der Fortschritt hatte in Rothwasser endlich seinen Einzug gehalten und Licht in die Finsternis gebracht, in der die armen Menschen zuvor haben leben müssen. Er, Schildgen, konnte er nicht stolz auf diesen kolossalen Erfolg sein? Hatte er nicht, wie einst Moses, Wasser aus einem Felsen geschlagen?

Die Gesellschaft, die sich ausschloß und keinerlei Konzessionen an den neuen Geist machte, wurde immer kleiner. Es war schließlich nur noch das Häuflein der bankrotten Kaufleute, der zürnenden, dickköpfigen Sägemühlbesitzer, der von Natur konservativen Ackerbauern und der alteingesessenen Familien, deren Häupter ihre Autorität zu wahren gewußt hatten, übrig geblieben. Die Geistlichkeit, die Befürchtungen hegte, es möchte eines Tages ein politischer Kopf in Rothwasser auftauchen, der die Leute mit den Ideen der Arbeiterbewegung erfüllen und sie so zum Abfall von der Kirche bringen möchte, verhielt sich still und tolerant, bemüht, die Herrschaft auch über das neue Geschlecht, das da aufwuchs, in den Händen zu behalten, selbst um den Preis von Konzessionen. Die Honoratioren, jene Bannerträger der Liberalität, sungen an, offen mit Schildgen zu sympathisieren. Die Beamten vollends machten gemeinsame Sache mit den Arbeitern

soweit sie nicht jenen Familien zugehörten, die grollend abseits standen und auf den Sturm warteten, der den Teufelspuk vom Erdboden wegjagen würde.

Man muß sich vorstellen, daß sich die Entwicklung, zu der die Welt fast vierzig Jahre gebraucht hatte, hier etwa in einem Jahre vollzog, dann wird man zum mindesten ahnen können, in welchen Taumel die Ideen des sichtbaren Fortschritts die Rothwasserer versetzten. Innerhalb ganz kurzer Zeit hatten sie sich nicht nur aller Vorurteile entledigt, sondern sie hatten auch sämtliche Autorität beseitigt, sowohl die der Tradition, der Sitte, der sozialen Ordnung als auch die der Religion. Sie fühlten sich frei und begriffen nicht, wie sie so lange in der Knechtschaft hatten aushalten können. Nicht mehr saßen sie am kleinen, träge dahingurgelnden Rothwasser, sondern am großen lebendigen Strome der Welt. Anstatt des wöchentlichen Traktätchens las man nun wirkliche Zeitungen, die voll waren von Neuigkeiten aus aller Welt. Arbeiten, zu deren Verrichtung sie früher zwei Tage gebraucht hatten, wurden jetzt von Maschinen glatt und sauber in wenig Stunden bewältigt. Und sie verdienten dabei mehr Geld als ehemals, konnten sich so manches leisten, woran sie früher nicht einmal im Traume gedacht hatten. Sie waren stolz auf die Maschinen und prahlten damit, wie die Kinder wohl mit einem Gewehr prahlen, das ihnen durch einen Zufall in die Hand gekommen ist, ohne zu ahnen, welche Gefährlichkeit ihm innewohnt, welche unerbittliche Gewalt es einmal über sie gewinnen wird. Jetzt erst, meinten die Toren, führten sie ein menschenwürdiges Dasein, da ihnen offenbar geworden wäre, daß nicht in der Arbeit allein, sondern auch im Vergnügen und im Genuß der Sinn des Lebens beschlossenen sei. Im Handumdrehen hatten sie sich an alle Annehmlichkeiten gewöhnt, die sie so lange hatten entbehren müssen. Sie brannten elektrisches Licht, gingen gut und modern gekleidet, kauften sich auf Abzahlung Radioapparate, Fahrräder, etliche sogar Motorräder, besuchten das neue Etablissement, um zu tanzen oder zu trinken, kurz, sie griffen nach allem, was Schildgen ihnen bot. Niemand achtete darauf, daß sowohl die Brauerei als auch die Blandruckerei geschlossen werden mußten, weil keiner mehr dort zu den alten Löhnen arbeiten wollte. Um so besser florierten ja die Steinbrüche und die Ziegelei, die in Folge der lebhaftesten Bautätigkeit in Rothwasser gut beschäftigt waren. An Arbeit war kein Mangel, keiner brauchte

die Hände in den Schoß zu legen, und alle glaubten, daß der Segen niemals ein Ende nehmen würde, im Gegenteil, man erwartete allgemein, daß noch größere Wunder geschehen würden.

Die Einwohnerzahl war auf fast sieben-tausend angewachsen. Allmählich machte sich ein Mangel an Wohnungen fühlbar. Schildgen, der auf eigene Rechnung allein eine Kolonie von zweiunddreißig Häusern gebaut hatte, erklärte, daß er nicht weiter bauen wolle, weil er seine Kapitalien im Betrieb brauche. Niemand dachte an etwas Böses, auch Schildgen selber nicht. Im Gegenteil, es fand sich sogar ein Unternehmer, der den Saal des alten Schützenhauses zu einem Kino ausbauen ließ. Diese neue Sensation wurde den Leuten bereits innerhalb dreier Wochen zur Gewohnheit. Das Kino brachte einen hübschen Reinertrag. Das Geld, das in Rothwasser früher in den Truhen der Sparsamen ein nutzloses Dasein zu führen pflegte, rollte jetzt unaufhörlich aus einer Tasche in die andere und schließlich zur Stadt hinaus. Die Wälder an den schwarzen Hängen der karpathischen Ausläufer begannen sich zu lichten. Der Verkauf billiger, ausländischer Lebensmittel, der in Schildgens Warenhaus ferientun betrieblen wurde, hatte die Ackerbauern an den Rand des Ruins gebracht. Viele Felder lagen brach. Denn die Rothwasserer hatten sich die frugale Art der Ernährung abgewöhnt, sie verzichteten auf die kargen Erzeugnisse der heimischen Landwirtschaft, die immer teurer wurden. Man aß nicht die Obstsorten, die auf den Rothwasserer Fluren gedeihen, da man sich Süßfrüchte leisten konnte, die nicht einmal teurer waren. Das hausbackene Roggenbrot wurde mit Verachtung beiseite geschoben, weil man sich an schneeweißes Weizengebäck gewöhnt hatte. Eier und Milch wurden von den Spezialautos der Hühner- und Milchfarmen herbeigebracht. Die Fleischpreise sanken rapide. Während die allgemeine Wohlfahrt noch immer zuzunehmen schien, waren Substationen der Bauerngüter keine Seltenheit. Die Großgrundbesitzer, die bereits ihr Holz zu unzureichenden Preisen an Schildgen hatten verkaufen müssen, sahen sich gezwungen, große Kredite aufzunehmen, damit sie ihren Betrieb aufrecht erhalten konnten. So hat noch jede große Katastrophe angefangen, aber niemand außer den Betroffenen nahm von diesen drohenden Anzeichen Notiz.

Schildgen, glücklich darüber, daß er „Leben in die Bude“ gebracht hatte, empfand nicht

die geringsten Gewissensbisse über die Opfer, die auf seinem Wege liegen blieben, um so weniger, da er sich sagte, daß sie ja selber durch ihre Starrköpfigkeit und Unzulänglichkeit Schuld an ihrem Ruin hatten. Er hatte nicht genug Geist, sich zu sagen, daß auch diese Eigenschaften Faktoren sind, die der Wirtschaftler berücksichtigen muß, will er nicht kläglich Schiffbruch leiden und mit samt seinen Opfern in die Tiefe gerissen werden. Alles in allem war er kein sentimentaler Mensch, aber, wenn er ansah, was er geschaffen hatte, lachte ihm doch das Herz im Leibe. Nicht nur war sein Vermögen, wie er meinte, ausgezeichnet investiert, nicht nur warfen seine Unternehmungen respectable Gewinne ab, sondern er durfte obendrein noch den Ruhm ernten, eine tote Stadt lebendig gemacht zu haben. Bei allen, die von ihm profitierten — und das waren zwei Drittel der Stadt — genoß er das höchste Ansehen. Und er war loyal wie ein König, der wegen seiner Erfolge von den Landeskindern geliebt wird. In der Tat war er ja zum unumschränkten Herrscher eines ganzen Gebiets aufgestiegen, von ihm hing das Wohl und Wehe Tausender ab. Die Bewunderung, die man ihm entgegenbrachte, schmeichelte ihm, und schon fing er an zu glauben, daß er vielleicht dereinst berufen würde, das ganze Land den Segnungen seines fortschrittlichen Geschäftsgeistes zugänglich zu machen. Denn noch, sagte er sich, lag vieles im Argen, und die Regierung der Hauptstadt wies in ihren Reihen keinen einzigen Mann von seiner fröhlichen, unbedenklichen Tatkraft auf. „Prosperity dem ganzen Reiche!“ sagte er in seiner Rede, die er beim Bankett zur Eröffnung seines großen Sägewerks hielt. „Der frische Geist der Unternehmung, des Optimismus, der Zuversicht und des unbedingten Glaubens an den Fortschritt überwindet alle Schwierigkeiten! Der Wille zum Sieg, das ist schon der halbe Sieg selbst! Als ich hierher kam, fand ich die Stadt in jener fürchterlichen Stagnation, in der sie bereits vor mehr als zwanzig Jahren befunden hatte, als ich sie verließ. Bewußte Abkehr von der Welt, Eigenbrötlei und Angst vor dem wirklichen Leben, das einen Stillstand nicht kennt, hatten die Luft modrig gemacht. Die Einwohner vermochten nur noch zu vegetieren. Stagnation, Zufriedenheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit mit dem, was da ist — das ist der Tod! Wagemut, Kampf um Platz in der Welt, Gefahr, Unternehmungsgest, Befreiung von alten Fesseln — das ist das Leben. Niemals haben sich die Menschen draußen um die Noth

wasserer gekümmert, jetzt aber paßt man uns auf die Finger, mißgönnt uns den Aufstieg aus dem Sumpf der Stagnation. Wir sind Rivalen geworden und haben also Feinde bekommen, mit denen wir uns im Kampfe messen können. An seinen Feinden wächst der Mensch! Seine Kräfte verdoppeln sich. Sein Geist wird regsam und geschmeidig. . .“

Große Worte großer Herren . . .! Die Anwesenden klatschten frenetischen Beifall. Keiner ahnt, daß jede Medaille eine Rehrteite hat!

Das Fest dauerte bis zum frühen Morgen. Alle wiegten sich von nun an in der Hoffnung, daß das goldene Zeitalter angebrochen sei. Und niemand machte sich klar, daß kein Aufstieg unendlich dauert, daß auf jede Aktion eine Reaktion folgt, daß schließlich, wie alle Geschöpfe, so auch alles von diesen Geschöpfen Geschaffene dem unerbittlichen Gesetz des Auf und Ab unterworfen ist. Je höher der Flug, desto tiefer der Sturz.

Als das Sägewerk im vollen Betrieb war, sah sich Schildgen genötigt, etwa zweihundert Arbeitern zu kündigen, die nun überflüssig geworden waren. Diese zweihundert versuchten, Anstellungen bei den Bauitmen, bei den Steinbrüchen oder in der Ziegelei zu bekommen. Nicht nur aber mißlang ihnen das, sondern es gestellten sich obendrein zu ihnen noch hundert hinzu, die von diesen Betrieben entlassen werden mußten, da die Aufträge zurückgegangen waren. Es wurde nicht mehr gebaut in Rothwasser. Etliche Ledige verließen wohl die Stadt, die meisten aber blieben, in der Hoffnung, bald wieder Stellung und Verdienst zu erhalten. Sie rechneten auf Schildgen.

Aber als zwei Wochen vergangen waren, ohne daß sich ihre Lage geändert hatte, verzweifelten sie. Sie waren wie vor den Kopf geschlagen und begriffen nicht, was sich hier vorbereitete. Nicht nur waren sie jetzt daran gewöhnt, sich selbst und ihre Frauen und Kinder gut zu kleiden, was sie wollten und Schnaps und Tabak zu haben, ins Kino und in das großartige Etablissement zu gehen, sondern sie waren auch bei dem Kaufhaus verschuldet, weil sie noch für mannigfache Gegenstände, die sie sich angeschafft hatten, Abzahlungen zu leisten hatten. Schildgen wartete nicht, sondern ließ sie pfänden, wie das in der Ordnung ist. Mit einem Male sahen sich diese Armsten dem völligen Nichts gegenüber. Sie bekamen zwar von Staats wegen eine kleine Unterstützung, aber die minimalen Beträge reichten nicht einmal zur Erhaltung des nackten Lebens, geschweige

denn zur Bestreitung von Ausgaben für jene Dinge, die ihnen dank dem herrlichen Fortschritt, dessen sie teilhaftig geworden waren, als notwendige Bedürfnisse erschienen und die sie verlangen zu können glaubten. Die Brauerei und die Blaudruckerei öffneten wieder ihre Fabrikturen und boten den so plötzlich auf die Straße gesetzten Leuten, deren Zahl sich von Tag zu Tag vermehrte, Arbeit zum früher üblich gewesenen Lohn. Viele nahmen dieses Angebot notgedrungen an, aber sie brachten schon eine gefährliche Unzufriedenheit mit, die sich in Auffässigkeit und Widerpenftigkeit manifestierte. Da ihr Verdienst nicht hinreichte, alle Begierden, die ihnen als „zivilisierten“ Menschen zur Gewohnheit geworden waren, zu befriedigen, murrten sie und revoltierten schließlich.

Es war für Rothwasser unerhört, als der erste Streik ausbrach, der mit einem kläglichen Fiasco endete, weil die Blaudruckerei während der Streiktage ihre Zahlungen einstellen mußte und endgültig geschlossen wurde. Zu gleicher Zeit langten in Schildgens Sägewerk drei große neue Maschinen aus England an, die weitere dreihundert Arbeiter brotlos machten. Schildgens Geschäft florierte. Er hatte ungeheure Lieferungsabschlüsse mit Kunstseidenfabriken, brauchte aber Tag um Tag weniger Arbeiter, weil immer wieder neue Verbesserungen erfunden wurden. Das war der wahre Fortschritt, aber den Rothwasserern war damit nicht gedient. In Schildgens Maschinenhallen waren schließlich nur noch sieben Arbeiter erforderlich. Tausend Leute mit ihren Familien waren brotlos. Die kleinen alten Sägemühlen konnten ihre Arbeit nicht wieder aufnehmen, weil sie mit Schildgen nicht zu konkurrieren vermochten. Die Blaudruckerei blieb geschlossen. Das Gebäude verwahrloste völlig. In den Steinbrüchen waren Spreng- und Bohrmaschinen eingetroffen, die wiederum fünfzig Arbeiter überflüssig machten. Das Glend der Aderbürger und der Großgrundbesitzer war grenzenlos. Die Einwohnerzahl ging zurück. Viele Häuser wurden leer und zwei Baugesellschaften gingen in Konkurs, in ihrem Falle die Ziegelei, der sie große Beträge schuldeten, mit sich reißend.

Als der Winter kam, war die Katastrophe komplett. Mit Forststreben der Frierenden fing es an. Schildgen ging rücksichtslos vor, wenn es sich um seinen Besitz handelte, denn er wollte nicht, daß das Verbrechen um sich greife, den Fortschritt zu gefährden. Sein Besitz ist Besitz, das war das oberste der Gesetze seiner Religion. Er bekam vertwegene

Drohungen in Form von anonymen Briefen. Eines Nachts wurden die Schaufensterscheiben des Kaufhauses eingeschlagen. Auswärtige Agitatoren, jene Tiger, die über ein Gebiß verfügen, daß sie herausnehmen können, um es anderen zum Zubeißen in den Mund zu stecken, bemächtigten sich der Bewegung, aber auch sie konnten den Leuten nicht helfen, die dem Fortschritt zum Opfer gefallen waren. Es gelang ihnen indessen, noch größeres Unheil anzurichten, indem sie die Arbeiter Schildgens zu einem Sympathiestreif mit den Entlassenen bewogen. Schildgen seinerseits fackelte nicht lange, kündigte den Streikenden, die sich so undankbar erwiesen, und ließ Leute von außerhalb kommen, die er in seiner Wohnhauskolonie unterbrachte, nachdem er seine früheren Arbeiter durch die Polizei hatte auf die Straße setzen lassen. Verhandlungen, die die Führer daraufhin anknüpften, zerschlugen sich, da sie andere Begriffe vom Menschen hatten als Schildgen. Als sie sahen, daß nichts zu machen war, zogen sie sich, bevor es noch brenzlicher wurde, zurück und überließen das Feld radikalerelementen, damit jene sich die Finger verbrennen möchten und nicht sie selber. Denn sie sahen das Unglück kommen, wußten, daß sie es nicht verhindern konnten, und wollten erst wieder auftreten, wenn sich die Wolken verzogen hätten, um dann die Netter zu spielen. Man nennt das Politik. Es ist aber etwas anderes.

Die radikalen Elemente, die nun kamen, begnügten sich, mit den Wölfen zu heulen, ihre großen Pappgebisse zu zeigen — eine Art von Dandytum, das heute in Mode ist — und im übrigen die Erbitterung der Entlassenen zu schüren . . . auf alle Fälle. Man kann ja nie wissen.

Schildgen hatte inzwischen, von einem Tag auf den anderen, vergessen, welche Ideen ihn seinerzeit bewogen hatten, seine Zelte in Nothwasser aufzuschlagen, so sehr empörte er sich über die Undankbarkeit jener, denen er — ein zweiter Prometheus — das Licht der Zivilisation gebracht hatte, an dem sie sich, Narren, die sie waren, nicht etwa gewärmt, sondern Haut und Haar versengt hatten wie kleine Kinder, wenn sie gofeln. Er suchte auf die Menschen, die in ihrer Kurzsichtigkeit die bitteren Notwendigkeiten nicht in Kauf nehmen wollten, nachdem sie sich zuvor an der ungewohnten Süße betrauscht hatten. In Wahrheit war er wohl erschrocken über das, was er angerichtet hatte, aber er fühlte sich nicht im mindesten schuldig, vielmehr schob er die Schuld auf die Dummheit derer, denen er hatte aufhelfen wollen

aus der abgründigen Tiefe einer vegetativen Existenz. Schlappschwänze waren es, die sich beschenkt fühlten und nicht daran dachten, daß sie um ihre Geschenke auch kämpfen müßten. Ha! In Geschäften gibt es kein Gewissen. Seinen Vorteil wahren, das galt allein als Richtschnur. Und wie? Stand es nicht jedem frei, mit ihm den Kampf aufzunehmen? Ihm einfach Konkurrenz zu machen? Oder etwas Neues auszudenken? Er hatte schon viel erlebt, aber so hilflosen Menschen war er, weiß Gott, noch nie begegnet, die, anstatt die Initiative zu ergreifen, sich damit begnügten, ihre Wut an Schaufensterscheiben auszulassen und so ihre völlige Ohnmacht zu verraten. Das verstand er nicht. Das ging über seinen Horizont. Wie? Erwarteten diese Leute, ihr ganzes Leben lang beschenkt zu werden? Hatten sie keine Lust am Kampf um die Existenz? War nicht auch er unter unablässigen Kämpfen von der niedrigsten Stufe emporgestiegen auf seine jetzige Höhe? Hatte nicht auch er aus dem Nichts sich erst ein Vermögen schaffen müssen? Er erinnerte sich nicht, dabei jemals eine Verpflichtung eingegangen zu sein, es wieder zu verteilen. Der Egoismus, sagte er sich, ist der Motor alles Lebens. Nun, er wehrte es keinem, egoistisch zu handeln, im Gegenteil, er würde es begrüßen . . . aber Verbrechen waren selbstverständlich ausgeschlossen. War es nicht auch ihm verboten, Brot zu stehlen? Gleiches Recht für alle.

Nun, er hatte niemals einen so klaren Kopf gehabt, daß er hätte zwischen Ursache und Wirkung, Idee und praktischer Auswirkung einen Unterschied machen können, und das war wohl auch der Grund seiner Erfolge. Menschen, die imstande sind, die zwei Seiten zu sehen, die jedes Ding auf dieser Welt hat, sind im allgemeinen weniger glücklich in Geschäften. Man nennt sie daher schwankende und unentschiedene Charaktere. Die beste Methode, zum Erfolg zu kommen, war von jeher, sich Scheuklappen anzubinden, damit nichts außer dem Ziel im Gesichtsfeld erscheint. Schildgen bediente sich seit langem dieses probaten Mittels, weil es ihm insolge seiner geistigen Konstitution leicht fiel. Er wußte aus Erfahrung, daß es sich so sicherer und rascher lief. Es machte ihm Spaß, diejenigen, die sich ihm in den Weg stellten, zu überrennen. Die auf der Strecke bleibenden Opfer konnte er ja dank der Scheuklappen nicht sehen.

Während er seinen Betrieb durch die Anschaffung immer neuer Maschinen zur höchsten Blüte brachte, verelendete die Stadt vollends.

Das großartige Etablissement und auch das Kino mußten mangels Besucher ihre Pforten schließen. Die einzigen Arbeitsstätten waren nun, außer Schildgens Sägewerk, die Brauerei und ein paar Bauernwirtschaften. Die Einwohnerzahl sank auf dreitausendeinhundert. Viele Läden standen leer. Die kleinen Sägemühlen schwiegen. Nicht nur Neubauten, sondern auch alte Häuser gerieten in Verfall, weil sie unbewohnt waren. Die Stadt bot einen kläglichen Anblick. Die Verwaltung stand vor dem Konkurs, weil sie in der Blüteperiode allzugroße Verpflichtungen eingegangen war. Der größte Teil der Einwohnerschaft war ohne Erwerb, und diejenigen, die in der Brauerei, auf den Gütern und bei Gelegenheitsarbeiten Geld verdienten, waren ebenso unzufrieden wie die, die gar nichts verdienten, da sie bessere Zeiten gesehen hatten. Die Begehrlichkeit war das einzige, was von allen Segnungen der Zivilisation übriggeblieben war.

Die Habitualisierung der untätigen Menschen nahm binnen kurzem so zu, daß zu Beginn des letzten Winters die große Katastrophe kam, mit der niemand gerechnet hatte. Schildgens Sägewerk wurde von der Menge erstürmt, zerstört und verbrannt. Die Maschinen wurden demoliert. Darauf zogen die erregten Leute, die glücklich waren, etwas tun zu können, wenn es auch nur Zerstörung war, zum Kaufhaus, das sie plünderten, und schließlich zur Brauerei, die sie in Flammen aufgehen ließen. Mit knapper Not war es den bei Schildgen beschäftigten, vor kurzem von auswärts herbeigeholten Arbeitern gelungen, mit ihren Familien zu flüchten. Schildgen selbst wurde auf der Straße aufgegriffen, aus seinem Auto gerissen und so schwer mißhandelt, daß er wenige Tage später im Krankenhaus starb. Das alles geschah, bevor Polizei eintraf, den Aufstand niederzuwerfen. Rothwasser war die ganze Nacht hindurch von den Feuerstrahlen taghell erleuchtet. Die Rädelsführer hatten sich

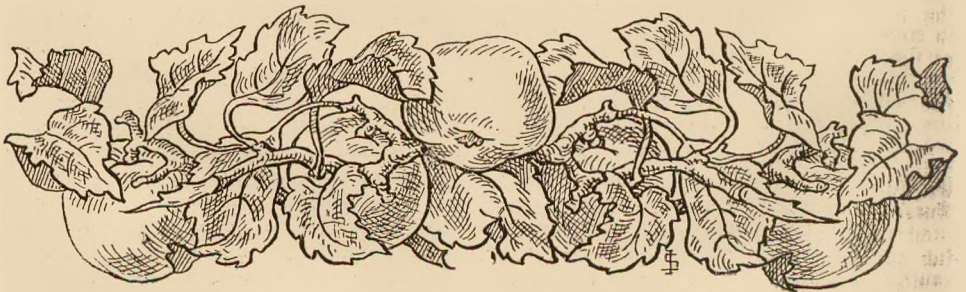
ihrer Felddienstordnung gemäß gedrückt. Etwa hundert besonders Auffällige wurden von der Polizei verhaftet. Die anderen waren in ihre Häuser zurückgekehrt und holten die Petroleumlampen wieder hervor; denn das Elektrizitätswerk hatte ihnen, weil sie die Stromrechnungen nicht bezahlen konnten, die Zuleitung durchschnitten.

Im Laufe des Winters zogen viele weg aus dem Ort, der mit seinen Brandruinen, verlassenen Häusern und leeren Läden trostlos aussah. Zurück blieben nur noch die Alten und ein paar mutige Junge, die nun versuchten, die verachteten, kleinen Sägemühlen wieder in Betrieb zu setzen, um so das Notdürftigste zu verdienen. Aber die Unzufriedenheit blieb noch lange in ihren Herzen wach, und die Begehrlichkeit machte sie unglücklich. Die Kirche versuchte umsonst, sie zu trösten und aufzurichten. Denn der Glaube, wenn er erst einmal ins Wanken geraten ist, kann nie mehr die Festigkeit erlangen, die allein ihn zum Halt in den Wirren des Lebens macht. Treue und Zuverlässigkeit, jene sichersten Stützen der menschlichen Gesellschaft, waren unwiederbringlich verloren. Das Leben in Rothwasser war zur Hölle geworden.

Jene alteingewessenen Familien aber, die ihr Geld zurückbehalten hatten, triumphierten mit hämischer Schadenfreude. Hatten sie nicht Recht behalten mit ihren bösen Prophezeiungen? Hatte Gott nicht ein fürchtbares Strafgericht über die Hochmütigen ergehen lassen? Was für eine traurige Freude, auf den Trümmern zu sitzen und zu krähen, daß man alles vorher gemußt habe!

Aber ist es nicht noch trauriger, denken zu müssen, daß uns das schreckliche Schicksal der Rothwasserer jeden Tag über den Kopf kommen kann? Es gibt mehr Schildgens unter uns, als wir zählen können. Und ist's nicht so, daß wir schon im vorletzten Akt sind? Bald kommt der letzte. Und was werden wir dann tun?

Diese Arbeit ist eine Vorstudie zu einem Roman, der im Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau, demnächst erscheinen wird.



Schlankbleiben und Schlankwerden

Von Dr. W. Schweisheimer

Bildung eines neuen Typus — Änderung der Lebensgewohnheit — Körpergewicht und Ernährung — Die Kalorienfrage — Abmagerungskuren — Besondere Kuren — Hungerkuren? — Fettsucht auf innersekretorischer Grundlage — Lebensverlängerung

I. Bildung eines neuen Typus

Der Typ des Engländer erscheint uns heute als schlank. In der Karikatur werden Engländer und auch Amerikaner lang und hager gezeichnet. Die Spindelbürre Engländerin ist ein beliebter Gegenstand satirischer Darstellung, und der Engländer, der auf der Bühne erscheint, ist „selbstverständlich“ dünn wie ein Fering. In früheren Zeiten dagegen galten die Engländer gerade als dick. Karikaturen aus früherer Zeit zeigen den englischen Kaufmann mit einem sehr behäbigen Bauch ausgestattet. Am deutlichsten geht die Tatsache aus der Nationalfigur des John Bull hervor, die zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts entstand und die in ihrer behäbigen Vierfüßrigkeit als charakteristisch für den damaligen Durchschnittsengländer aufzufassen ist.

Wie ist eine solche Typveränderung möglich? Das Ideal der Schlankheit, das in England und Amerika entstanden ist, breitet sich von dort allmählich über den ganzen Erdball aus. Die Engländer waren in hygienischer Beziehung immer die führende Nation. Wenn nun eine so grundlegende Typänderung eingetreten ist, so ist das ein deutlicher Beweis dafür, daß die Frage der Körpersfülle nicht mit Eigentümlichkeiten einer Rasse zusammenhängt, wie man lange Zeit dachte. Willkürlich, wie die meisten Einteilungen nach Rassen, ist auch der Versuch, gehäuftes Auftreten von Fettleibigkeit als Rasseigentümlichkeit zu deuten. In solchen Fällen rufen vielmehr Lebensgewohnheiten erst die Körpersfülle hervor. So wurde es beispielsweise als konstitutionelle Eigentümlichkeit gedeutet, daß sich Fettleibigkeit durch die weiblichen Nachkommen weitervererbt. Die Großeltern mütterlicherseits waren also dick und die Kinder der Mutter, also die Enkel in weiblicher Linie, werden wieder dick. Es wurden hier ähnliche Erbgänge angenommen wie etwa bei der Bluterkrankheit, wo die Neigung zu Blutungen sich durch die weiblichen Familienmitglieder weitervererbt. In Wirklichkeit liegt ein ganz anderer Grund vor. In manchen Familien, auch in manchen Gegenden, wird sehr kräftig, d. h. fettreich gekocht. Die Töchter übernehmen die Kochgewohn-

heiten von ihrer Mutter und wenden sie nach ihrer Verheiratung in ihrer eigenen Familie wieder an. Die Frau des Sohnes, die aus einer anderen Familie stammt, hat dagegen andere Kochgewohnheiten, und so werden seine Nachkommen die großväterliche Körpersfülle nicht aufweisen.

Offenbar haben sich also andere Lebensgewohnheiten in jenen Gegenden ausgebildet, wo die Menschen früher durchschnittlich dick waren, während sie jetzt durchschnittlich schlank sind. Lebensgewohnheiten ändern sich auf Grund gesundheitlicher Erkenntnisse. Diese Frage, die zuweilen angezweifelt wird, ist ernstlich nicht zu diskutieren. An ungezählten Beispielen im Alltagsleben zeigt sich ihre Richtigkeit: an der Umstellung der Wasserversorgung, an der fortschreitenden Reinlichkeit, an den Maßnahmen zur Bewahrung vor seuchenhaften Erkrankungen. Der gesundheitliche Ursprung der veränderten Lebensgewohnheiten wird als solcher im allgemeinen nicht klar erkannt. Er äußert sich in der Form einer Mode, als neu austretende Leidenschaft zum Sport usw. Aber hinter dem allen steckt eine neue Lebensauffassung, und diese hängt aufs engste mit einer durch die gesundheitlichen Fortschritte der letzten Jahrhunderte gewonnenen Veränderung zusammen: das durchschnittliche Leben ist bedeutend länger geworden.

Durch diese Verlängerung des Lebens ist der unbewußte Wunsch entstanden, die weiter ins Alter hineinragende Lebensspanne auch lebenswert zu gestalten. Wenn beispielsweise zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Durchschnittsalter in den Vereinigten Staaten von Amerika 35 Jahre betrug, 1921 dagegen bereits 58 Jahre, so ist es klar, daß die Menschen andere Lebensgewohnheiten annehmen müssen, um von der neu gewonnenen Zeitspanne Freude zu haben. Auf diese unbewußten Untergründe geht der starke Drang der Körperpflege und Leibeszertüchtigung zurück, der unsere Zeit kennzeichnet. Die modernen Schlankheitsbestrebungen, die verjüngenden Einflüsse von Sport, Wocheneid usw., die gesundheitlich so begrüßenswerte neuzeitliche Frauentracht mit ihren leichten, lichtdurchlässigen Stoffen — all das ist letzten Endes dem gleichen Grund ent-

sprungen: sich für das heute längere Leben jugendlich und elastisch zu erhalten.

II. Änderung der Lebensgewohnheiten

Die Frage ist nun die, wie es möglich wurde, daß in England und Amerika — und in steigendem Maße auch bei uns — ein schlanker Menschentyp sich immer mehr durchgesetzt hat. Sind da wirklich tolle Übertreibungen maßgebend, wie sie namentlich aus Amerika berichtet werden? Hungertage? Dursttage? Gehen auf dem Kopf? Tanzen von morgens bis mitternachts? Bei den Auswüchsen, die hier von schadenfroher Feder verbreitet werden, handelt es sich immer nur um Einzelfälle. Sie sind belanglos für die Gestaltung eines Typs. Das Entscheidende liegt auf ganz anderm Gebiet. Jedem Menschen, der beispielsweise Engländerinnen oder Amerikanerinnen in ihrem Haus oder in ihren Restaurants hat essen sehen, fällt es auf, wie wenig und vor allem wie langsam in diesen Ländern die Frauen essen. Durch das langsame und bissenweise Essen tritt eher Sättigungsgefühl ein, und es kann auf Nahrungsmengen verzichtet werden, die für die Ernährung nicht nötig, aber bei raschem Essen zur Erzielung des Sättigungsgefühles erforderlich sind. In der Ernährungsfrage liegt der Kernpunkt des Problems vom Schlankbleiben und Schlankwerden. Veränderte Ernährungsgewohnheiten sind es auch, die in England den veränderten Durchschnittstyp hervorgebracht haben. Die Last unnützen Fettes kommt nicht von der Bequemlichkeit des Alters, sondern sie trägt umgekehrt erst zu der Unelastizität und der unjugendlichen Bewegungshemmung älterer Personen bei. Es hat lange Zeit gedauert und großer Anstrengungen bedurft, bis Leibesübungen und anstrengender Sport auch für die Frauen zugänglich wurden. Es wird noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, bis auch die Grundsätze der Ernährungslehre, die zum Schlankbleiben unerläßlich sind, zum Allgemeingut geworden sind.

Unsere Lebensgewohnheiten sind von Kindheit an in der Richtung des Zuvieleffens zurechtgeschritten. Ihre Ummodung ist bei der jetzt lebenden Generation nicht ohne gewisse Opfer an Behaglichkeit möglich, wie ja das Aufgeben jeder Gewohnheit mit Unlustgefühlen im Beharrungsbestreben verknüpft ist. Es ist darum wichtig, daß — wenn man einmal von der Zuträglichkeit der Schlankheitsbestrebungen für den Körper überzeugt ist — man mit einer leicht opferbereiten Ein-

stellung an das Unternehmen herangeht. Besonders charakteristisch erscheint mir hier eine Erfahrung, die ich machte, als ich in einer großen Tageszeitung auf die Mittel und Wege zum Schlankbleiben hingewiesen hatte. Am andern Tag wurde ich zufällig Zeuge, wie mehrere Damen sich über den Inhalt dieses für sie offenbar wichtigen Aufsatzes unterhielten. Sie waren von der Notwendigkeit, schlanker zu werden, überzeugt, und im allgemeinen mit den gewiesenen Wegen zufrieden. Nur machte die eine Dame einen entschiedenen und energisch gemeinten Einwand: sie wolle zwar gern schwimmen, um schlanker zu werden, betreibe das auch schon seit einiger Zeit, aber ihr darnach gesteigerter Appetit müsse auch in erhöhtem Maße befriedigt werden. Die zweite Dame legte darauf keinen Wert, sie erklärte, Körperübungen lägen ihr ohnehin nicht, sie wolle gern ihre Nahrungszufuhr einschränken, dagegen nach wie vor ihre Besorgungen und Ausgänge nur mittels des Autos erlebigen. Die dritte Dame schien bereit zu sein, sich mehr Körperbewegung zu machen, sie lehnte es dagegen ab, auf den Genuß von Schokoladen und Süßigkeiten in der Zeit zwischen den Mahlzeiten sowie auf den Nachmittagskaffee mit mehreren Stücken Lortz zu verzichten. Das sei ohnehin „ihr einziger Luxus“. Die vierte Dame wollte nichts von einem Verbot der Liköre, an die sie seit Jahren gewohnt sei, wissen. Die fünfte Dame schließlich erklärt wörtlich, „sie wolle lieber sterben“, als auf den Genuß von Butter verzichten. Wenn sich auch im Rahmen des Ganzen einzelne dieser Wünsche erfüllen ließen, so muß doch die ganze seelische Einstellung ein klein wenig opferfreudiger sein, als sie aus den Reden der fünf Damen zutage treten. Sonst wird man keine Erfolge zu verzeichnen haben.

III. Körpergewicht und Ernährung

Wenn man praktisch an das Problem herantritt, so erhebt sich zunächst die Frage: wieviel darf man wiegen? Am besten bewährt sich bei der Berechnung des normalen Körpergewichts die Bezugnahme auf die Körpergröße. Natürlich spielt auch das Lebensalter dabei eine Rolle. Ein hochaufgeschossener Jüngling von 17 Jahren, der die gleiche Größe erreicht hat wie ein Mann von 55 Jahren, kann und soll nicht dasselbe Gewicht aufweisen. Das durchschnittliche Körpergewicht steigt bis zur Altersklasse von 40 bis 44 Jahren an, bleibt dann im allgemeinen gleich bis zum 60. Jahre und nimmt nach

diesem Zeitpunkt allmählich ab; normalerweise findet im Alter stärkere Fetteinlagerung statt. Bei Tabellen handelt es sich immer nur um Durchschnittswerte. Wenn im Einzelfall der gefundene Wert von dem Tabellenwert abweicht, so darf das nicht beunruhigen.

Zur ungefähren Feststellung, wieviel man wiegen soll, ist nach wie vor die alte Formel geeignet, die besagt: man solle so viele Kilogramm wiegen, wie die Körpergröße in Zentimetern über einen Meter beträgt. Ein Mann von 1,70 Meter Größe soll darnach also rund 70 Kilogramm wiegen. Bei Frauen ist das Durchschnittsgewicht etwas geringer. Auch in der von v. Noorden angegebenen Formel zur Berechnung des Normalgewichtes ist die Körpergröße zugrunde gelegt. Darnach ist: Normalgewicht = Produkt aus Körperlänge (in Zentimetern) \times 430 als untere und 480 als obere Grenze. Berechnet man darnach das Beispiel von dem 1,70 Meter großen Mann, so wäre sein Normalgewicht zwischen 73 und 81 Kilogramm. Diese Formel hat den Vorzug, nicht eine einheitliche Zahl, sondern eine kleine Möglichkeitsbreite zu liefern. Das ist aber gut, um immer erkennen zu lassen, daß es sich bei derartigen Berechnungen nur um ungefähre Werte handelt.

Wer schlanker werden will, der muß wissen, auf was es ankommt. Seine aktive Mitarbeit ist notwendig. Ein Mensch, der seine Kost in bestimmter Richtung abändern will, darf sich nicht einfach eine Anordnung in die Hand drücken lassen, nach der er zu leben hat. Er muß vielmehr einsehen, warum diese Anordnung getroffen worden ist, und muß erkennen, worin die Hauptpunkte der getroffenen Änderung liegen. Wer erkannt hat, um was es sich handelt, der wird das Schlankwerdenwollen entweder sein lassen, oder aber er wird bewußt und energisch mithelfen. Die neue Lebensführung wird ihm nicht als Störenfried und Feind erscheinen — dem man ein Schnippchen schlagen kann, wenn es niemand sieht —, sondern als Hilsebringer und Förderer der eigenen Idee.

Die Ernährungsweise ist und bleibt der Kernpunkt aller Schlankheitsbestrebungen. Das muß klar und klipp ausgesprochen werden, so sehr diese Tatsache auch oft in ein schonendes Mäntelchen gehüllt wird. „Gut essen und schlank bleiben“, das läßt sich zwar leicht durchführen, aber viele Menschen wären erst zufrieden, wenn einmal die Formel erfunden würde: „Viel essen und schlank bleiben.“ Dieser Zaubertrick wird aber nie erfunden werden. Die ganze Ernährung ist

bei gesunden Menschen ein Rechenexempel. Soviele Kalorien in der Nahrung eingeführt werden, so viele werden auch im Körper umgesetzt, und was zuviel ist, wird als Fett abgelagert. Max Liebermann hat einmal über gute Kochkunst das prägnante Wort gesprochen: „Wo man nicht hineintut, kann nicht herauskommen“. Ebenso kann man von der Ernährung sagen, daß nur da, wo man nicht zuviel in den Körper hineintut, nicht zu viel herauskommt.

IV. Die Kalorienfrage

Die Nahrungsstoffe werden im Körper mit Hilfe von Sauerstoff verbrannt; die in ihnen gebundene Spannkrast oder Energie wird als Wärme frei. In der Physik nennt man nun ein Kalorie jene Menge Wärme, die erforderlich ist, um 1 kg Wasser um 1 Grad C zu erwärmen. Die Menge Wärme, die bei der Verbrennung eines Nahrungsstoffes erzeugt wird, läßt sich mit diesem Maß vergleichbar feststellen. In geeigneten Apparaten wurden alle Nahrungsstoffe auf ihren Verbrennungswert untersucht, d. h. es wurde die Kalorienmenge bestimmt, die sie bei der Verbrennung im Körper liefern. Damit ist erst eine einheitliche Grundlage für die Berechnung der Nahrungsmenge gegeben. Denn wenn es heißt: eine Nahrung besteht aus 100 g Eiweiß, 500 g Kohlehydraten, 50 g Fett, so läßt diese uneinheitliche Ausdrucksweise einen Vergleich mit einer andern Ernährungsform hinsichtlich des Brennwertes, also der Spannkrastlieferung, nicht zu. Dieß man jedoch aus einer Tabelle den Kaloriengehalt der Stoffe ab, so sieht man, daß die angegebenen Nahrungsmengen zusammen einem Kaloriengehalt von 2665 Kalorien entsprechen. Vermehrung oder Verminderung einer Kost kann genau mengenmäßig vorgenommen werden.

Bei mittlerem Ernährungszustand gelten als notwendig für den Erwachsenen Kalorien je kg

rund 30—35	bei Bettruhe,
„ 32—35	„ Zimmerruhe,
„ 35—40	„ leichter Arbeit,
„ 40—50	„ mittlerer körperlicher Arbeit,
„ 45—60	„ angestrenzter körperlicher Arbeit.

Entsprechend ihrem geringeren Körpergewicht und der weniger angestrenzten körperlichen Arbeit braucht die Frau eine kleinere Nahrungsmenge, durchschnittlich 2400 Kalorien gegenüber den 3000 des Mannes. Die Kalorienmenge allein ist zur Bestimmung

der geeigneten Nahrungszusammensetzung nicht ausreichend. Ein bestimmter Teil der Kalorien muß durch Eiweiß gedeckt sein. Denn da Eiweiß als einziger Nahrungsstoff den lebensnotwendigen Stickstoff enthält, darf ein Eiweißmindestmaß in der Nahrung nicht unterschritten werden. Es liefern 1 g Kohlehydrat und 1 g Eiweiß je 4,1 Kalorien, 1 g Fett 9,3 Kalorien. Fett ist also ein besonders starker Energiespender. Salze, Wasser, Vitamine usw. enthalten keine berücksichtigungswerten Mengen an Spannkraften, spielen daher in der Kalorienfrage keine Rolle.

V. Abmagerungskuren

Bei den gewöhnlichen Schlankheitsbestrebungen ist am wichtigsten die richtige Auswahl der Stoffe, an denen in der Ernährung gespart werden kann. Genügende Eiweißzufuhr (110—120 g pro Tag) muß gesichert sein, sonst treten Schädigungen der Nerven und der Organe ein. Bei Abmagerungskuren muß das Körperfett abgebaut, das Körperprotein geschont werden. An den Fetten und Kohlehydraten der Nahrung kann leichter gespart werden. Butter und Schmalz, Öl und Fleischfett sind auszuschalten oder einzuschränken. Süßigkeiten und Schokolade, auf die viele Menschen nicht verzichten wollen, sind zulässig, wenn man sie an Stelle anderer Kalorienpenden in die Nahrung einschleibt. Rahm, Gänseleber, Fettkäse sind zu vermeiden. Am wichtigsten ist immer die Verminderung der Fettzufuhr. Gemüse, Kartoffeln und Mehlspeisen sind deshalb fettarm zuzubereiten. Gerade das Fett, das unbewußt genossen wird, beispielsweise in den Saucen, hat besonderen Einfluß. Ein Mensch, der keine Butter mehr ißt, glaubt, er äße nunmehr fettfrei; in Wirklichkeit dagegen nimmt er in der Form von Saucen, Gemüsen, gerösteten Kartoffeln nach wie vor große Fettmengen zu sich. Sie müssen genau berechnet werden. Wenn man das beachtet, kann man unbedenklich zur Sättigung Brot und Kartoffeln genießen. Am geeignetsten für die Grundlage der Kost sind also: mageres Fleisch, Brot, nichtfetter Käse, Gemüse (mit wenig Fettzusatz), Kartoffeln (ohne Fettzusatz), Salat, weiche und harte Eier (Rühreier und Spiegeleier sind mit Fett zubereitet), Obst. Rein vegetarische Kost ist weder geeignet noch notwendig. Tierisches Eiweiß (in Fleisch, Eiern) sichert am besten den Eiweißbestand des Körpers. An Hand von Kalorientabellen, aus denen der Nährwert der einzelnen Nahrungsmittel zu ersehen ist, läßt

sich errechnen, welchen Nährwert die Nahrungsmenge eines Tages hat. Eine Frau, die zu Abmagerungszwecken eine Zeit lang etwa nur 1600 Kalorien genießen soll (gegenüber den durchschnittlich normalen von rund 2400), kann aus derartigen Tabellen zusammenstellen, wie sie sich ihre Kost am besten und abwechslungsreichsten gestaltet. In amerikanischen und englischen Restaurants werden vielfach an den Rand der Speisekarte außer dem Preis auch die Kalorienwerte der einzelnen Gerichte vermerkt, eine Einrichtung, die großem Interesse begegnet.

Eine viel erörterte Frage ist es, ob bei Abmagerungskuren Flüssigkeit entzogen werden soll oder nicht. Soweit durch Flüssigkeitsverbote der Genuß alkoholischer Getränke eingeschränkt wird, sind sie zu begrüßen. Alkohol wirkt unmittelbar als Nährwertspender wie jedes andere Nahrungsmittel. Der Entzug von Wasser bringt aber keine Entsetzung mit sich. Die Gewichtsabnahme beruht auf einer Täuschung; denn man will ja nicht das Gewicht des Körpers durch Wasserentzug herabsetzen, sondern überflüssiges Fett abbauen. Diesem Ziel kommt man durch Entzug von Wasser nicht näher, zumal es sich im gesunden Organismus rasch wieder ersetzt. Natürlich ist bei schweren Graden von Fettleibigkeit Flüssigkeitsentzug zuweilen von Vorteil, schon um das überlastete Herz und Gefäßsystem rasch zu entlasten. Bei den normalen Abmagerungsbestrebungen darf dagegen ruhig Wasser nach Belieben getrunken werden. Für viele Menschen bringt das Dursten unangenehme Gefühle, ja Qualen mit sich. Eine Lebensweise, bei der solche Unlustempfindungen die Regel sind, läßt sich immer nur kurze Zeit durchführen. Wer schlank bleiben oder schlank werden will, muß aber seine Lebensführung gerade auf die Dauer einrichten. Die täglichen Schwankungen im Körpergewicht, die von den Schlankheitsuchenden mit so übertriebener Angstlichkeit verfolgt werden, hängen in erster Linie von dem wechselnden Wassergehalt des Körpers ab.

Ebenso wichtig wie die Verringerung der Stoffeinnahmen durch Herabsetzung der Nahrungsmenge ist die Vermehrung der Stoffausgaben durch Leibesübungen. Durch die erhöhte Muskelarbeit werden mehr Spannkraften verbraucht, als mit der Nahrung eingeführt werden; zu diesem Zweck werden die Fettdepots im Innern des Körpers angegriffen. Sport ist vortrefflich, seien es die Rasenspiele oder Tennis, Reiten oder Bergsteigen, Tanzen oder das ganz besonders

wirksame Schwimmen. Häusliche Freiübungen, Gymnastik oder Übungen an Turnapparaten dienen dem gleichen Zweck. Individuelle Leibesübungen sind notwendig. Eine Frau, die den ganzen Tag über im Büro am Schreibtisch sitzt, braucht andere Leibesübungen als eine Frau, die sehr viel im Haus oder auf Besorgungsgängen zu gehen hat. Das Interesse an Leibesübungen muß geweckt werden, und jede Frau sollte sich nur solche Übungen auswählen, die sie interessieren. Denn im andern Fall werden sie ihr rasch langweilig, und damit beginnt sie auch schon, die Übungen nicht mehr regelmäßig auszuführen. Es schadet natürlich nichts, wenn die gewählten Übungen einmal nicht durchgeführt werden, so wenig es etwas ausmacht, wenn man anlässlich einer besonderen Gelegenheit mehr ist, als eigentlich erlaubt ist. Nicht diese gelegentlichen Abweichungen von der Regel beeinflussen das Körpergewicht, sondern der Durchschnitt der Lebensführung.

Die erste Stufe der Entfettungskost nimmt bei einem Patienten, der sonst zu seiner Erhaltung 2500 Kalorien braucht, rund vier Fünftel des Bedarfes, also 2000 Kalorien an. Die zweite Stufe der Entfettungskost gibt 2000—1500 Kalorien; sie läßt sich im Berufsleben noch ohne Störungen ertragen. Die dritte Stufe der Entfettungskost mit 1500—1000 Kalorien ist im allgemeinen mit den Anforderungen täglichen Berufslebens nicht vereinbar. Sanatoriumsaufenthalt oder ärztlich überwachter Hausaufenthalt sind nötig.

VI. Besondere Kuren — Hungerkuren?

Zu Abmagerungszwecken werden verschiedene besondere Diätkuren verwandt, so Milchkuren, vegetarische Kuren, Kartoffelkuren, Obstkuren, Durstkuren. Sie alle müssen bei ihrer Anlage auf die Einschränkung von Kalorien Rücksicht nehmen. Im einzelnen wird oft die Geschmacksrichtung eines Patienten den Weg weisen, der einzuschlagen ist.

In steigendem Maße ist neuerdings von Hungerkuren die Rede. Es liegen ihnen nur zum Teil Abmagerungsbestrebungen zugrunde. Zum andern Teil sollen sie Raft und Reinigung für den Körper bedeuten, Schonung für die Verdauungsorgane, Entfernung angehäufter Stoffwechselreste, Entlastung aller Organe. Auf dem Hungerwege wird also ein ähnliches Ergebnis der inneren Reinigung angestrebt, wie es eine Heilquellenkur erreicht. Auf jeden Fall wird man

derartige anstrengende Kuren nur billigen können, wenn sie unter der ständigen Überwachung eines erfahrenen und verantwortungsbewußten Arztes ausgeführt werden. Sie lassen sich in der Regel wegen ihrer schwächenden Wirkung auch nur im Sanatorium oder während einer den Beruf unterbrechenden Kurpause durchführen. Die gewöhnlichen Schlankheitsbestrebungen sollten keinesfalls mit einer Hungerkur verbunden sein. Sie erfordern eine richtige Anordnung der Ernährung, zweckmäßige Auswahl der geeigneten Nahrungsmittel, aber nicht das Auftreten von Hungergefühl. Nervöse Schädigungen und größere Hinfälligkeit gegen Krankheiten, Schwächegefühl und Herzstörungen, Minderung der beruflichen Leistungsfähigkeit sind die Folgen einer dauernden Unterernährung, bei der Eiweißreserven des Körpers angegriffen werden. Das große Massensexperiment der Kriegszeit hat uns gezeigt, wohin ein Volk kommt, das zu ständiger Eiweißunterbilanz gezwungen ist. Daß in geeigneten Fällen eine einmalige Hungerkur oder auch eine jährlich wiederholte Fastenzeit Gutes bringen kann, läßt sich wohl vorstellen. Eine theoretisch ausgeklügelte Verallgemeinerung ist jedoch gewiß nicht am Platz.

Auch die Mode, diese wichtige Führerin zur Schlankheit, ist zum Glück von Übertreibungen wieder zurückgekommen. Der Versuch, aus einer Frau eine Anabensfigur zu modeln, ist von vornherein zu Mißerfolg verdammt. Erstreulicherweise ist knabenhafte Magerkeit bei der Frau nicht mehr modern, wohl aber trainierte, gepflegte Schlankheit. Darüber freut sich in gleicher Weise der Schönheitsfimmel, dem alles Naturwidrige verhaft ist, wie die moderne Gesundheitsfürsorge, die in der richtigen Art der Schlankheit einen wichtigen Bundesgenossen fürs Leben betrachtet.

VII. Endogene Fettsucht — Lebensverlängerung

Gewisse Arten von übertriebener Körperfülle sind auf die geschilderte Weise nicht zu beeinflussen. Bei der eigentlichen, endogenen Fettsucht handelt es sich um Störungen in den Drüsen der inneren Sekretion. Schilddrüse, Keimdrüsen und Hypophyse (der Hirnanhang) regeln die Verbrennungen im Körper in nicht genügender Weise. Bei derartigen Zuständen ist arzneiliche Behandlung erforderlich. Im Gegensatz dazu bleibt sie bei den gewöhnlichen Abmagerungsbestrebungen gesunder Menschen allen An-

preisungen zum Trotz wirkungslos. So läßt sich das innerste Ideal aller Schlankheitsjuchenden: essen zu dürfen, was und soviel ihnen schmeckt, ungestört Körperübungen und Bewegungen vermeiden dürfen und nur von Zeit zu Zeit eine Pille einzunehmen, die das Gewicht in den gewünschten Bahnen bleiben läßt — dieses Ideal läßt sich nicht verwirklichen.

Während also hier beispielsweise Schilddrüsenbehandlung zu Mißerfolgen und Schädigungen führt, ist sie bei endogener Fettsucht durchaus am Platz. Die Schilddrüsenpräparate rufen eine Steigerung des darniederliegenden Stoffumsatzes hervor und steigern die Verbrennungen. Freilich dürfen derartige Kuren nur unter ärztlicher Aufsicht erfolgen. Die Ernährung während der Schilddrüsenkur wird nicht allzu herabgemindert, sie enthält namentlich reichlich Eiweiß, reichlicher als sonst, um der Gefahr eines Eiweißverlustes im Körper von vornherein zu begegnen. Die in den Apotheken und Drogerien verkauften Entfettungsmittel, Geheimmittel usw. enthalten, soweit sie nicht reine Abführmittel sind, sehr häufig Schilddrüsensubstanz; die Folge ihrer Einnahme ist oft eine bedenkliche Erschütterung des Gesundheitszustandes. Namentlich fettleibige Personen, deren Herz oder Gefäßsystem nicht ganz in Ordnung ist, sind schon gegen kleine Gaben der Schilddrüsenmittel sehr empfindlich. Zuweilen veranlassen übermäßige oder unrichtig angewandte Gaben von Schilddrüsenstoff das Auftreten von Zucker im Harn; in solchen Fällen ist das Mittel abzusetzen, außer wenn es sich um ganz vorübergehende Zuckerausscheidung handelt.

Um Fettsucht zu bekämpfen, die mutmaßlich aus anderen Störungen der inneren Sekretion entspringt, hat man neuerdings andere Organpräparate verwandt, so insbesondere Eierstock- und Hypophysenpräparate. Wenn durch diese Mittel auch zum Teil andere Ausfallerscheinungen, insbesondere nervöser Natur, erfolgreich zu bekämpfen sind, so ist ihre spezifische Wirksamkeit bei Fettsucht nach den bisherigen Erfahrungen noch recht zweifelhaft.

Im Wesen den Schilddrüsenpräparaten verwandt ist das Jod, das ja ein Bestandteil des von der Schilddrüse erzeugten Jntretes ist. Es ist aber in seiner Wirkung unübersichtlicher als die Schilddrüsenpräparate, führt leichter zu Schädigungen und Eiweißverlusten, und darf deshalb nur mit Vorsicht Verwendung finden. Auch mit Quecksilberpräparaten sucht man, zum Teil in Form

von Einspritzungen ins Gewebe, eine Entwässerung des Körpers und damit Abnahme hochgradigen Gewichtsüberschusses bei Fettsucht herbeizuführen. Mit dem Gebrauch von Abführmitteln zur Entfernung ist man mit Recht zurückhaltend geworden: sie können allerdings Abmagerung herbeiführen, durch Wasser- und schließlich auch Fettverlust, aber die Patienten werden durch eine solche Methode erst eigentlich zu Kranken gemacht, werden schwach und elend, bekommen Darmkatarrhe und Magenstörungen, und mit dem Fett wird auch der Eiweißbestand des Körpers angegriffen. Dagegen ist gegen die zeitweise Unterstützung einer Entfettungskur durch Darreichung eines Abführmittels in geeigneten Fällen gewiß nichts einzuwenden.

* * *

Die Prognose der Fettleibigkeit — und selbstverständlich in höherem Grade des gewöhnlichen Dickwerdens — ist schon deshalb günstig zu stellen, weil sie durch geeignete Maßnahmen wirksam zu beeinflussen ist. Hierin unterscheidet sie sich sogar zum Teil von anderen Krankheiten, die mit ihr in Verbindung gebracht werden. Die konstitutionelle, endogene Fettsucht ist freilich schwer zu beeinflussen, manchmal so gut wie gar nicht. Aber jene häufigen Fälle, in denen eine verkehrte Lebensweise an dem Fettansatz schuld ist, können sich rasch erstaunlich günstiger gestalten. Voraussetzung dafür ist richtige, vielseitig orientierte Anleitung von seiten des Arztes, Gewissenhaftigkeit und Willenskraft von seiten des Schlankheitsjuchenden.

Die Schlankheitsbestrebungen — wie sie im wesentlichen der Tatsache des verlängerten Lebens entsprungen sind — dienen unmittelbar zur Verlängerung des Lebens. Die Statistik, wie sie vornehmlich von Lebensversicherungsgesellschaften durchgeführt wurde, lehrt Folgendes: von einer gleichen Anzahl schlanker und corpulenter Personen, die gleichzeitig in das dritte Lebensjahrzehnt eintreten, erreichen drei schlanke das siebzigste Lebensjahr, aber nur eine corpulente. Durch Vermeidung des übersflüssigen Fettansatzes und Verzicht auf das damit nutzlos herumzuschleppende Übergewicht geht die Abnutzung der Organe langsamer vor sich. Vor allem die Blutgefäße werden nicht in übertriebener Weise beansprucht. Und gesunde Blutgefäße — das erkennt man immer deutlicher — sind eine notwendige Voraussetzung für die Erreichung eines hohen Lebensalters.



Der Mann im Morgenlicht

Nach einem Gemälde von Hans Franke



Madonna am Meer

Hans Franke / Ein Malerpoet

Von Gert Buchheit

Mit acht Abbildungen nach Gemälden von Hans Franke

Es gibt Werke der bildenden Kunst, die wie gewaltige Findlingsblöcke mitten im Gewoge der Zeiten stehen. Sie ruhen gleichsam in sich selbst, und mögen auch ihre Schöpfer Länder und Städte durchwandert, Freunde und Frauen geliebt, Erschütterungen der Seele und des Leibes durchkämpft haben, aus keinem ihrer Züge spricht die Mitwirkung menschlichen Schicksals. Andere wieder bleiben trotz aller Eigenheit dem persönlichen Charakter ihrer Urheber verpflichtet. Überall haften erdige Spuren, zittern Duft und sanftes Dunkel durchwachter Nächte, klingen Gesänge des Blutes, der Sippe und der Landschaft, und selbst in den unscheinbarsten Pinselstrichen schwingt noch der Pulsschlag des Meisters, der sie geschaffen.

Zu solchen Werken gehören die Kunstäußerungen des Freiburger Hans Franke; denn auch ihn bestimmt das Natur- und Geschichtserbe seiner Heimat: die große gegliederte und heimelig rauschende Flußniederung am Oberrhein, der pathetische Schauer der Schwarzwaldbandschaft mit ihren stillen Bergseen, Abgründen und Felschluchten, das an uralten Denkmälern und Mythengut so reiche Freiburg und über dieser Schicht greifbarer Spuren und geisterhaften Nachhauchs die seelenformende und sinnwölbende Ordnung der katholischen Kirche, deren Bräuche und Feste das ganze Jahr begleiten und gliedern mit ihren eindringlichen Freuden, Schauern und Befehlen. So eingeordnet in den Rhythmus des mütterlichen

Bodens, sammelte Hans Franke früh schon den reichen Anschauungschatz einfachen Luns, den der moderne Großstädter sich nur spät, literarisch und bruchstückhaft aneignen kann, und da er zudem ein trefflicher, aus inneren Erlebnissen schöpfender Fabulierer ist, gelingt ihm jene sanfte und zauberhafte Musikalität des Thematischen, die von jeher das besondere Kennzeichen der deutschen Malerpoeten gewesen ist.

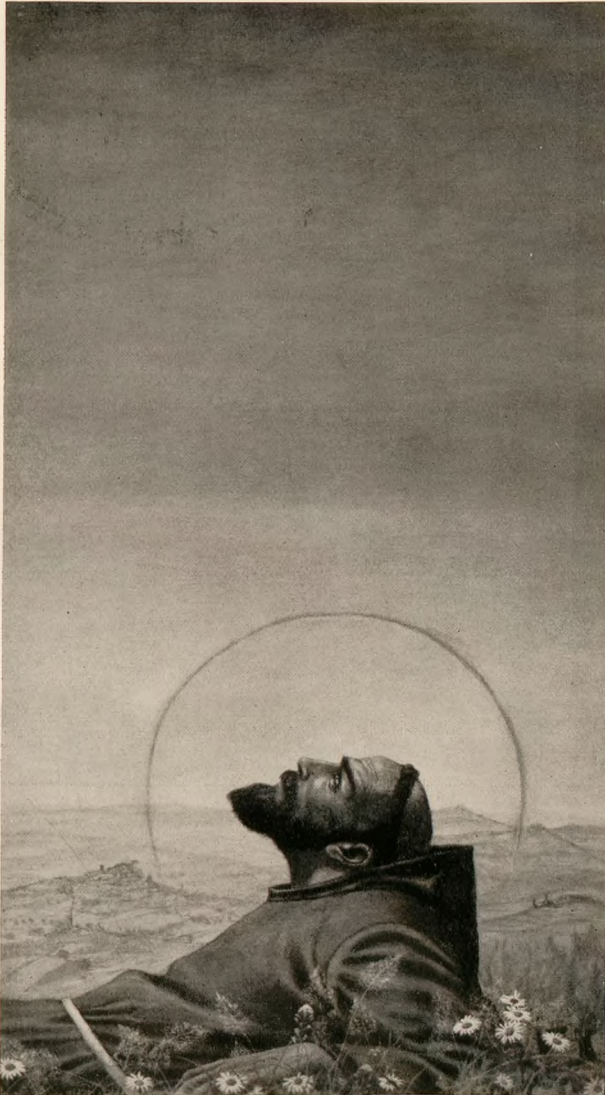
Die dichtende und philosophierende Malerei hat ehrwürdige Vorfahren. Die Meister der Gotik und der Renaissance, voran Erasmus und der liebenswürdige Regensburger Albrecht Altdorfer, hatten der echt deutschen Lust des Erzählens gehuldigt. Dürrer, Grünewald und Hans Baldung gaben nicht selten in der Einkleidung biblischer oder mythologischer Novellen poetisch-musikalische Bilder.

Ein echter Malerpoet steht am Eingang des 17. Jahrhunderts, Adam Elsheimer, der große Märchenerzähler. Durch die ganze sogenannte Verfallsepochen der deutschen Malerei zieht sich die poetische Fabulierkunst mit ihren typischen Motiven: der

Mensch in der Landschaft, die lyrische, rein liebhabende Stimmung, die Phantastik der Situationen, und fragen wir im 19. Jahrhundert nach malenden Poeten und Novellisten, so brauchen wir nur der wehmütigen Sehnsucht zu gedenken, mit der Spitzweg, Waldmüller und Schwind die untergehende Welt der Märchenseligkeit in der bescheidenen Beschränkung auf das Nahe festhielten. Gewiß, ein Bild von Spitzweg und ein Bild Frankes, man stelle sie in Gedanken nebeneinander und erschrecke nicht! Fast hundert Jahre revolutionärer

Malerei liegen zwischen diesen beiden Zeugnissen deutschen Kunstschaffens; aber haben nicht beide, die Erzväter, Propheten und Vollender der poetischen Malerei so gut wie ihr jüngster Vertreter, die „Betonung verfallener Wesenhaftigkeit“ gemeinsam, das „Geordnete-Symmetrische“, die selbstverständliche Herrschaft der Darstellung an Stelle der Anschauung, das Hervorkehren der Seelhaftigkeit, die Rückertsetzung der Menschlichkeit an die Kunst?

Man darf daher das Märchenerzählertum des Schwarzwaldmalers Hans Franke



St. Franziskus



Madonna auf der Heide

nicht falsch auffassen, seine Welt nicht zu klein nehmen und sein Schaffen sich nicht zu idyllisch vorstellen. Hinter seiner heiteren, feinsinnigen Art, die Dinge zu sehen und zu gestalten, steht der große Ernst des Lebens, das Wissen um Erde und Ewigkeit und der Schmerz, daß beide nie ganz zu versöhnen sind. Dieser Kampf um das Große und Wahre spiegelt sich auch in jenen kurzen, von Ehrfurcht und Verantwortung getragenen Worten, die Franke seinem ersten größeren

Mappenwerk vorangeseht hat. „Wenn ich selber“, so führt er dort aus, „den Weg weisen soll zu diesen Bildern, möchte ich am liebsten die Geschichte vom alten, heiligen Riesen Christophorus erzählen. Aber die kennt ja schließlich jeder: wie er den Mächtigen auf Erden suchte und enttäuscht von einem Fürsten zum andern zog, dem noch mächtigeren Teufel begegnete und zuletzt den allmächtigen Gott fand und ihm demütig als Jährmann diente. Wie er dann in einer





Triptychon

finsternen Nacht ein Kindlein auf seine Schultern lud, um es überzusetzen, und die Last schwerer und schwerer wurde, indessen die Wogen höher und höher schwellen und der Sturm ihn vollends niederzureißen drohte. Wie da im Augenblick höchster Not das Kind in himmlischem Lichte aufstrahlte und ihn, der Gott und die Welt auf seinem Nacken trug, segnete . . . Ist es nicht so, daß wir Menschen von heute in reißendem Strome kämpfen um die letzten Dinge und uns nur der Mächtigste im Himmel und auf Erden retten kann? Wem die Kunst mehr bedeutet als eine selige Insel der Augenfreude, wem sie äußerster Ausdruck des Lebendseins, des Menschentums ist, der wird als Schaffender oder Schauender sich mit beiden Füßen auf den Felsgrund der Erde stemmen und mit den Augen die siebenfarbene Verklärung des ewigen Lichtes suchen. Keiner kann den Strom durchschwimmen ohne den Segen des Himmelskindes.“

Mit diesen schlichten Bekenntnisworten Hans Fraukes wird ein für allemal die Grenze gezogen zwischen der weltanschaulich indifferentsen Kunst moderner Schönmalerei und der religiösen Kunst zeitlosen Schöpfertums. Der gewöhnliche Mensch, der mit den Menschen lebt und von der Natur wenig sieht, wird sich dieses tiefen Unterschiedes vielleicht nicht sofort bewußt. Er sieht die Oberfläche der Dinge, die er und seinesgleichen seit altersher geschaffen haben, und hält

sich an die unveränderten Züge im Antlitz der Welt. Ganz anders schon sehen die Kinder, einsame Kinder besonders, die unter Erwachsenen groß werden. Sie gehen umher und suchen mit gesammeltem Willen in die Welt der Erfahrung einzubringen, und jedes neue Ding, das sie finden, weckt ein fröhliches Echo in ihrer Brust.

Aber was bedeutet es, daß wir Wälder und Wiesen ordnen, daß wir die Früchte der Bäume empfangen, als ob sie nur für uns bestimmt seien, daß wir durch Berge und Täler Wege ziehen und mit Maschinen die Frühlänge ersticken, die bereit waren, aus den Krumen zu steigen? Die Natur geht über uns hinweg auf Gottes Geheiß; sie schreitet über unser Hoffen und Bangen mit jener Hoheit hin, mit der alle ihre Gebärden erfüllt sind, und während wir sterben, bleibt sie bestehen, groß und weit und allein mit ihren Meeren, Bäumen und Sternen. Gewiß, die Menschen wissen um dieses erhabene Geheiß, das uns stündlich daran erinnert,

was es heißt, ein Kind des Ewigen, ein Kind Gottes zu sein. Aber nur ganz wenige versuchen, dieses Geheimnis in ihr Leben aufzunehmen, um daran reicher, gläubiger, ernster und würdiger zu werden. Man begreift, daß solche Menschen Künstler sind, Künstler oder Heilige; denn diese Einsamen stehen dem Herzen Gottes besonders nahe. Und indem sie das Ewige dem Vergänglichen, das im Tiefsten Geheißmäßige dem Zufälligen



Lärchen im Gebirge

vorziehen, nehmen sie teil an der großen Stufeleiter, die uns mit dem einstufigen Ziele unserer Wandererschaft verbindet. Sie erleben die großen Stunden der Geschichte und die mächtig brausende Musik der Landschaft; aber immer suchen sie in diesem Erlebnis das Tiefe und Beseelende, das Heilende und Erlösende.

Und darin liegt auch, so glaube ich, der letzte und eigentümliche Wert der Bilder Hans Frankes: daß sie Vermittler sind zwischen Mensch und Gott und als solche ein Ausgleich zwischen der Erde, die uns hegt und trägt, und der Ewigkeit, auf

die wir diemend hoffen. „Flucht vor der Erde und Flucht vor der Ewigkeit“, beide taugen nicht für den Künstler. Denn nur in der Einheit von Erde und Ewigkeit, von Grenze und Fülle wird der Mensch Gottes inne als des Schöpfers, der in uns schaffst, und als des Lebensbrunnens, der in uns strömt. Freilich verschiebt sich unter dem Ansturm der Lebensrealitäten für den einzelnen unter uns, sei er nun Dichter, bildender Künstler, Arzt oder Arbeiter, fortgesetzt der Gleichgewichtspunkt, und es bleibt nur wenigen die letzte und äußerste Harmonie vergönnt,



Zauber der Nacht

in der das Schwingen um Erde und Ewigkeit zur „Ruhe in Gott“ wird.

Hans Franke hat um diese Einheit geringen. Wie der klar ausschreitende „Mann im Morgenlicht“, der in der Hand den wunderbaren Kristall der Sehnsucht und Klugheit trägt, so schreitet auch er tapferen Mutes durch die Fülle der irdischen Erscheinungen, um sie der Ewigkeit zurückzugeben: als Malerdichter, dem der Sinn wichtiger ist als die leere Form, als Künstler, dem die Form ein Sinnbild des Innern, des Charakters, ein Ausdruck des Geistes ist.

Da ist der „Heilige

Franziskus“, der braune Bruder der Menschen und Tiere, der wahre „Du-Mensch“, unser aller unerreichtes Vorbild. Über die ganze Erde hat ihn die Liebe ausgefät, verstreut, verschwendet, so daß er nun nicht mehr aufstehen kann. Still wie ein Betender liegt er auf dem duftigen Boden, und seine Kleidung ist schwer wie Erde. Er hat kein eigenes, besonderes Leben mehr. Sein Leben ist das jener Ebene und jenes Himmels und jener Sonne, die über seinem Haupte steht.

„Gelobet seist du, mein Herr, mit all deinen Kreaturen!



Tagesanbruch

Besonders durch unsere Frau Schwester,
 die Sonne,
 die da den Tag bringt und uns erleuchtet,
 und sie ist schön und strahlend und großen
 Glanzes,
 und von dir, Höchster, ist sie ein Bildnis.
 Weh' jenen, die da sterben in tödlichen
 Sünden,
 Selig jene, die sich in deinen heiligsten
 Willen finden,
 Denn sie werden nicht fühlen des zweiten
 Todes Wehen,
 Lobet und segnet meinen Herru mit dank-
 baren Sinnen,
 und in großer Demut sollt ihr ihm dienen.“

Das große Wunder dieses Sonnengesanges ist noch nie so gemalt worden wie von Hans Franke, dem Freiburger Künstler, in diesem Bilde. Das flutende Licht, das in langsam aufklingenden Farben von den fernsten Ketten der Landschaft bis zum tiefsten Blau

des Himmels emporsteigt, und unten auf der Erde die Wiese mit den zarten Gräsern und Blumen, die der Tau der Nacht hell und blank gewaschen hat, das alles ist mit Liebe, mit viel Liebe geschaut und mit Herzklopfen gemalt. Man fühlt die Sehnsucht des Heiligen, der sich an vielen Morgen vor der Sonne erhob, um jede Szene des mächtigen Schauspiels zu sehen und nichts von den Wundern zu veräumen, die Gott der Herr uns alltäglich spendet. — Und so wie dieser Franziskus, so erdnah und dennoch erdenfern, sind alle Gestalten dieses Malers: der Wolkengeiger, der auf weißgrauem Schiffslein über Berge und Felsen und Schneegipfel dahinschwebt, der heilige Wendelin, der die Geheimnisse der Erde kennt, die Tiere, Gräser und Sträucher und den ewig wechselnden Himmel, der bei Nacht viel mehr Sterne faßt als jene engen Himmel, die über den Städten der Menschen stehen, und dann die Madonna, das Urbild der Sorge



W. W. Breuer

In Erwartung



Aus der Radierfolge „Venedig“



und Mütterlichkeit, der alle Dinge dieser Erde dienen. In immer neuer Einkleidung und wie getrieben von einem durch nichts zu befriedigenden Schönheitsdrang hat sich der Meister an ihrer Darstellung versucht; denn sie ist ihm die große Schutzheilige, die seiner Kunst die Kraft und Eindringlichkeit der Sprache gibt, und selbst im letzten unbeachteten Gestein, im Wiegen und Nicken der Blumen glüht noch der Glanz ihres verwehenden Blicks.

Der Kunsthistoriker von heute, dem es mehr um die Beschreibung als um die Deutung der Geheimnisse zu tun ist, würde jetzt vielleicht von der geistlichen Volksdichtung sprechen, von der Erinnerung an den hellen Gesang mittelalterlicher Scholasten oder an die lieblichen Marienlegenden. Er würde die Vergangenheit beschwören, um so, auf den goldenen Brücken der Sage und der Geschichte, zur Gegenwart dieser Kunst hinzuführen. Aber ist es nicht besser vor dem

Anblick dieser Poesie zu schweigen, um sie ganz in sich aufzunehmen, augen- und seelenhaft in sich aufzunehmen wie ein köstliches Geschenk? Wahrhaftig, hier ist die Welt des Seienden in der Sprache eines Dichters verümbet, überzeugend gegenständlich, altdeutsch-intim und mit jener unbestechlichen Sachlichkeit, die den Blick im Bildraum festhält und ihn von Einzelheit zu Einzelheit führt, ohne jedoch den Gesamteindruck zu schwächen. Wie exakt sind die Details durchkomponiert, die Blumen, die Knospen, Äste und Steine, und mit welcher Liebe sind sie in den Raum geordnet, in diesen weiten, vom Bogen des Himmels umspannten Raum, dessen lyrische Tiefe das Unbegrenzte zu durchmessen scheint.

Es ist Gewalt und Erhabenheit in diesen Arbeiten, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich bereits jetzt schon das Kommende mit Dankbarkeit und froher Hoffnung begrüße.

Zwei Gedichte / Von Traugott Pils

Mein Garten

Büsche und Bäume im quellenden Leben,
Ringend und willig im Nehmen und Geben,
Schenkender Ausgleich und herrschende Kraft,
Die für sich selbst und für andere schafft.

Sommerjauchzendes Leuchten und Glühen,
Früchtependen nach stillem Verblühen.
Alles grünt, blüht, dehnt schützend sich aus
Rings um mein liebes, festes Haus.

Mutter Gottes

Inmitten von Gärten und Felberglanz
Ein Heiligenbild im grünen Kranz,
Gelbvetgelein in Blüten davor,
Wie ein seliger Eingang zum Himmelstor.

Den toten Sohn trägt die heilige Frau
Im lachenden Maienhimmelblau,
Das Antlitz von Leiden und Qualen durchwühlt,
Als hätte es nie den Frühling gefühlt.

Du immer leidendes Mutterherz,
Die Frühlingskraft besiegt deinen Schmerz,
Deine Qualen sollen nicht ewig sein,
Dich zwingen Rosen, Gelbvetgelein.

Das kalte Haus

Novelle von Willibald Köhler

Er stand und schaute.
Lange reglos.

Endlich strich sich der alte Herr aus der Stadt in der abgetragenen Wandertracht über die verwitterte Stirn.

Hatte er seinen Namen vergessen, das lächerlich Merkwürdigste?

So sah es aus.

Lächeln glitt wie Abendrot über sein zernagtes Gesicht. Hatte er ihn vergessen oder irgendwann und wo verloren? Oder nie einen gehabt?

Das konnte nicht sein. Liebe gibt Namen. Gab einen Namen den Starren, den Felsen, in die der Mann schaute. Die Blauhölle nannte sie das Volk, das sie liebte. Und er war einer Mutter Sohn!

Er wollte seinen Namen nicht wissen. Das mußte es sein. Es lebt ein jeder ein gewagtes Spiel mit seinem Namen. Wenn du ihn vor die Welt hinrufst, bist du gewiß, daß du ihn mit einem Klang der Freude zurückerhältst?

Manche riefen lieber nicht, sie stehen mit enttäuschem Ohr. Wie der Alte, nachdem er doch einmal — zum Spaß oder aus noch nicht erloschenem Troß vielleicht — zag mit seinem weithergeholten Namen gegen die Blauhöllensfelsen gefragt hatte.

Die Felsen aber standen stumm wie er hernach wieder. — Gestein bröckelte mit herzlosem Klang und kaltem Nachhall nieder. Er erschraß und griff wie nach einer warmen Menschenhand suchend neben sich ins Leere. Dann rief er in Angst.

Aus der niedrigen Tür der Hütte bückte sich eine hagere Greisin mit einem Gesicht hart wie das hochragende Gestein hervor.

Sie ging von ihren Jahren ungebeugt. Sie trat ein wenig dem Herrn an der Hütte hin entgegen, sah ihn an und folgte seinem traurigen Blicke in die steinerne Ode. Es ist nicht genug: sich finden in der Einsamkeit, sprach er. Dort drüben war ein kalter Fall ins Nichts. —

„Es gefällt Ihnen nicht mehr hier oben? Was kamen Sie herauf?“

„Um mich zu finden.“

Die greise Magd wiegte einmal den Kopf wie eine, die sich im Leben nie verloren hatte und ihn darum nicht verstehen könne.

„Ich werde wieder unter die Menschen hinunter“, begann er von neuem, „denn ich will mich zum Letzten in die Liebe betten.“

„Warum gingen Sie nicht früher? Der Winter ist hart hier, Sie wissen es ja. —

Es ist schon spät im Jahr, der Wald über dem Tal ist fast verrostet.“

„Ich fürchtete die Menschen. Sie können sehr grausam sein.“ Er atmete schwer. „Aber ich gehe.“

Ein warmer Hauch wie letzter abendlicher Schimmer flog über die harten Züge der Alten und erlosch, sobald der Herr sie ansah.

Sie verstärkten beide das kalte Schweigen mit langer Wortlosigkeit. Dann gingen sie in die Hütte hinein. Die Alte griff im Dunkeln auf dem Tisch umher, bis es hölzern klapperte, dann steckte sie eine trübe Lampe an.

Der Herrngreis wohnte hier wie einer, der sich begraben und seiner Habe begeben hatte. Er setzte sich an den zieratlosen roh-hölzernen Tisch, auf dem die Lampe stand, die zu schwach brannte, um die Ecken des kleinen Zimmers zu erfüllen.

Ihm gegenüber saß steif die alte Magd.

„Wie ich dir schon sagte: ich fliehe aus der Einsamkeit hinab. Es wird ein warmer Winter werden in dem Tammschen Schusterhaus.“

„Wenn's da nur nicht zu enge wird!“

„Je enger, desto wärmer!“

„Sie sagten doch, des Schusters Hedwig sei schon reif, Herr. Die müßte erst raus sein, dann wär schon Platz in der Hütte.“

Sie sah den Herrn starr an. Doch er hielt seinen Blick gesenkt.

„Wo aber soll sie hin?“

„Zum Manne, den! ich.“

„Zum langen Buchbergerjungen, meinst du?“

„Hat sie's mit dem?“

„Ja. Die hat die Enge zusammengeführt, und andere führt die Weite auseinander. — Nicht lange ist es her, daß sie noch Hängezöpfe trug. Bei denen hat der Junge sie erwischt. Und als sie ihm erst schön stille stand, daß er sie nicht mehr zu haschen brauchte, da steckte sie die Zöpfe auf. Er schleicht ihr alle Abende ums Haus herum, und ihre roten Backen sind seitdem ein wenig blaß.“

„Sie müßte heiraten, die Hedwig! Das Häufel hier oben wär ein Nest für die beiden.“

Sie ließ den Herrn nicht los mit ihren starren Augen.

Jetzt sah er sie an.

Er überlegte lange. Dann sprach er langsam: „Nun ja, man lebt nicht ewig.“

Zimmer noch starrte die Magd in des Herren Gesicht, als suche sie darin nach dem Zeichen eines nahen Todes.

Sie sahen stumm einander in die Augen. Die der Magd schimmerten, was vorher nie geschehen war, in einem feuchten Glanze. Sie wurden unbeschreiblich groß und gewaltigen völligen Gewalt über die starren Züge. In einem Meer von Güte von dorthier versank der Herr, und erschreckt erhob er sich plötzlich, als sei er von irgendeiner Ähnlichkeit ins Innerste betroffen! Er fuhr sich mit der Hand besinnlich über die Augen, sah wieder auf die Magd, die jetzt die alte war; er lächelte verwirrt und gebot ihr liebevoll, ihm mit ihren immer kalten Händen ein warmes Bett für seine letzte Hüttennacht zu bereiten. Dann gingen sie zur Ruhe, die Magd in ihre Kammer neben dem Ziegenstall.

Die große Stille, die so ist, daß man meint, man höre die Achsen des Weltgebäudes kreisen und die Sterne aneinanderschlagen, fiel über die Hütte und begrub sie für die Nacht. Winzig stand sie hoch im All, von Sternen überschüttet.

Einem roten Frühmorgen erschloß sie der Herr und flog in tiefes Land. Dort verschenkte er sich Tag um Tag bis zum Müdewerden und saß in die Erschöpfung hinein, so daß sie ihn in dem hochgelegenen Tal Dorfe bald den gütigen Gast nannten.

Tief unter dem Felsenzirkus der Blauhölle lag das Fünfsingertal, so genannt, weil es sich in fünf waldige Gründe verzweigte. In dem letzten, schmalsten dieser Gründe reiheten sich die Hütten einen Bach hinauf, der ihnen das Lied von der großen Schwere sang, der alle höher hinaus Wollenden einmal erliegen. Im Sommer begrub sie das Dunkeln der Wälder.

Dort saß, wo der helle Weg im Bergwald unterging, hing, in die Berglehne eingekerkelt, die Hütte des Schusters Lamm. Der Wald zählte die vielen Schläge wieder, die sein Schusterhammer dem Leder aufbrannte, auf daß darum das Brot die Seinen unaufhörlich speise. Mit jedem Schläge nagelte er sich selber auch fester an den angestammten Boden und lernte er, den anderen den Wunsch zu glücklicher Weitersahrt stets herzlicher an die reifigen Sohlen heften.

Von seinem Hammer- und Herzschlag lebte die Hütte und, weil damit verglichen der Meisterin das Pochen in der eigenen Brust zu nichtig klang, ward jedes Jahr noch ein anderer Herzschlag in ihrem Leibe rege, so daß ein unaufhörliches Wachstum die Hütte erfüllte, von dem sie sich jährlich weiter in die schrägen Wiesen dehnte. Dem Tal zu hing der Meister ihr einen Vorbau an, auf dessen Bühne er Gottes lustigsten Schuster

spielte. Von dorthier schickte er, als dann wirklich keins mehr kam, oft Blicke in das Tal, die kühner Flucht sich unterstanden, während seine Füße recht gut mußten, wie weit sie ihn hinunternehmen dürften. Mit den vielen kleinen Fenstern einer gedeckten Veranda sunkelte die Hütte die Wanderer am steilen Wege an, und Sperlingslust, die lustige Kammer, die so schön nach frischem Holze roch, zimmerte der Schuster zu guter Letzt dem Berge auf die Flanke und gab ihr einen Zugang durch den Heuboden. — Dort saß der Herr mit weitem Herzen in der warmen Enge, während der Winter stets tiefer in das Tal sank, bis er es rettungslos verschüttete, das Haus umstürzte und klirrend besching und den Wald über ihm verzauberte. Die frühe Lampe rückte sie alle, in der großen Stube unten zusammen, alle wie sie der Tag zu mannigfacher Werke auseinanderriß: dann drückte sich der Schuster auf seinem Schemel krumm den Magen frank; die Meisterin moll, betrieb den Schwengel im Butterfaß, der an der Balkendecke verankert hing, mit so wütendem Eifer, daß ihr die lockeren Brüste flogen, setzte die Käse in der Brunnenkammer auf die hohen Bretter, raderte sich den schlanken Leib hager und erwartete nach alledem doch mit Augen voll Blut den Abend, der ihr den Schuster zugesellte; Hedwig versorgte die Kinder, ging unter Bruder und Schwester mit Ernst und mit dem Kleinsten schon halb wie mit einem eigenen um, seit der Herr, dem sie die Kammer in Ordnung hielt, dem jungen Buchberger, ihrem Liebsten, einen Platz am Abendtische des Hauses verschafft, die Verärgerung zwischen den beiderseitigen Eltern auf irgendeine Art beseitigt und jenes hoffnungsvolle Wort zu ihr gesprochen hatte: sie, die beiden jungen Leute, könnten im Frühjahr ja hinauf in seine Hütte und sehen, wie es sich da lebe.

Als sie lachend fragte: wohin er selber denn gehen wolle, meinte er, er werde vielleicht nach des Winters Enge diesmal des Sommers brodelnde Weite kosten . . .

Solange der Winter den Weg noch nicht kniehoch verwehte, stapfte der Herr, der unter seinem alten, breiten Räuberhute gleichmäßig gütig lächelte, wie ein Brieftäger mit immer froher Botschaft von Hütte zu Hütte. Im ersten Dämmerlichte hückte er seine hohe Gestalt wieder zur niedrigen Hüttenür herein und setzte sich zum Schuster an die Lampe, sah oft eine Stundenweile unverwandt in die Flammen wie ein anderer Weiser, der Anfang und Ende der Welt, äußerste Liebe wie äußersten Haß in ihr beschlossen sieht. Wenn

er die Familie wie die erste Gemeinschaft der Liebe um den Abendtisch versammelt fand und er selber sich mitten unter sie setzte, sah er die Flamme anders an. Der Geist der Liebe, so verkündigte er, habe darüber zu wachen, daß die Flamme in dem Maße wie sie verzehre — denn lieben sei: als ein Feuer unter dem Herde der Menschheit sich verzehre — auch ernähre, wobei er von den Eltern zu den Kindern hinsah und seinen Blick bei dem jungen Paare rasten ließ.

Als aber der Geruch abtauenden Schnees die Luft erfüllte, befiel Unruhe den Geist des Herrengastes. Er umkreiste mit steilen Blicken die Blauhölle wie eine winterlang ersehnte Beute. Eines Mittags nach dem Essen klopfte er, nachdem er manch Frohes gesprochen, dem Meister derb auf die Schulter, daß er sofort das lachende Husten bekam: Einen guten und keinen Dugendschuh muß ich mir ehrlich zusammenschustern. Und du, Tamm, mußt mich das Schustern lehren.“

Da mederte der Meister froh, daß es Anteus wie ein Vergessen überkam und er sich erleichtert fühlte wie einer, der in seine Kindheit heimzukehren im Begriffe stand.

Er sprang vom Tische auf, schleifte Tamm zur Bühne, hochte sich neben ihm auf einen Schemel und lachte, indem er den Hammer ungeduldig auf dem Werkstisch tanzen ließ: „Munter, Tamm, wir wollen schustern! Heut nehme ich die Stiefel in Arbeit; sie werden fest sein und sehr absonderlich, denn sie müssen rückwärts laufen, recht wie ein Paar Heimgelbststiefel!“

Der Schuster lachte!

Als der Frühling dann den Bergen den weißen Mantel von den breiten Schultern nahm, drängte er eines Abends den Meister zu früherem Abtritt von der Bühne, die Meisterin zu einem zeitigeren Mahle und erzählte ihnen dann, als die Kinder schliefen und der junge Buchberger mit ihnen bei der Lampe saß, wie er in die Einsamkeit der Berge über ihrem Tale gekommen war.

Der Name des Herrn — ja, des Herrn! — Ihr braucht ihn nicht zu wissen — hatte edlen Klang, solange in seiner Werkstatt der Drehstuhl surrte, fein zierlicher Goldhammer pinkte, das Klingeisen unter seinem Holzhammer sang und sein Vötrohr die Flamme spitzig in die tief errötende Holzohle blies. Solange auch war er ein gemessen lustiger Mann, zwar keineswegs so gewissenhaft wie seine Goldwaage. Gar erst verlachte er den Geiz des Brillantenwägleins, das Pomfex, der Edelsteinjude aus

Brag, der immer aussah wie in Fett getaucht, mit sich führte! Dem blies er leise, daß er es nicht so bald merkte, in die Waagschale mit den feinen Gewichten, bis der Händler verwirrt den Aneiser auf die Hakennase hieb, die Zahl auf dem angeschmuckten Päckchen prüfte, wieder weg und wieder prüfte und, des Goldschmieds List gewahrend, ihn mit hüpfendem Bauche fragte, ob er auch auf der Krafauer Hochschule studiert habe.

Luftig blieb er trotz seinem Weibe, der tugendhaften Ottilie. Sie hatte, als er sie umwarb — selbst der Gerechteste wüßte nicht zu entscheiden, ob aus mädchenhafter Eitelkeit oder selbst getäuscht —, Vorstellungen von einem bedeutenden Reichthum ihrer Eltern und Erwartungen auf eine große Mitgift in ihm erweckt, die sich hernach nicht erfüllten. Nur soviel bekam er gerade, als zur Eröffnung eines kleinen Ladens ausreichte, und er wußte nicht, ob er das schwiegeelterlichem Geize oder Unvermögen zuzuschreiben habe. Und eines hätte ihn wie das andere betroffen.

Aus dieser ersten Enttäuschung wucherte für ihr eheliches Leben Streit von Anbeginn. Der Goldschmied verließ sein Werkbrett, um durch schnelleres Verdienen den unerwarteten Ausfall an Mitgift einzuholen und die von seiner Eitelkeit ersehnte Vergrößerung des Geschäftes herbeizuführen, warf sich stärker auf den Handel, den er nicht immer streng gewissenhaft betrieb, und freute sich, wie es einstweilen auch ohne harte Arbeit immer schneller vorwärtsging. Schließlich trieb er, vom Glücke begünstigt, einen seine Hoffnungen erfüllenden, ausgedehnten Goldwaren- und Juvelenhandel in einem eigenen Haus.

Das freudlos schnell Gewonnene aber ließ er nicht minder schnell in Spiel und Trunk und männlichster Lust zerrinnen und auch sein Leben ungehemmt stets schneller ins Bodenlose fahren. War lasterhaft freigebig im Gewinn, zu sich zuerst freilich; lasterhaft geizig im Verlust, zu anderen mehr, denn zu sich selber. Vor allem aber zu Ottilie, seinem Weibe.

Wenn sie ihn schalt, wie maßlos er sich Tag um Tag verströme, verwies er sie auf seines Lasterlebens frühsten Grund, und: „seit jener Enttäuschung, du weißt es!“ rief er ihr dann so heftig zu, daß sie zitternd verstummte. Ottilie aber übte sich in ungeheurem Verhalten, das ihr der maßlos sich Verschwendende ohnehin gebot.

Diese schöne Spannung von Uferast und Ufersflucht, die über den Strom Tragendes von Ufer zu Ufer hätte wölben können, zerflog wie ein schillernder Regenbogen, von dem ein Sohn ins Wolkenhohe tanzte.

Der Sohn war mit dem Nachtschnellzuge aus dem Semester heimgekehrt, das ihn durch Erkenntnisse und Erlebnisse von Erleben und Erkennen nur abgerückt hatte, so daß er jetzt an dem bleichen, väterlichen Hause wie an einem mondbeschienenen Traumhause ins ganz Hohe hinauffragte.

Es war ein kaltes Haus, bis oben hin aus kaltem Beton gebaut, fest gegen jedes Einbrechers Hammer, verräterisch für seinen Meißel, wo immer er ihn ansetzen mochte. Quader um Quader — der Baumeister war ein ordentlicher Mann — stieg es über den Marmorsäulen des Erdgeschosses bis zu den lustigen Dachstübchen auf, mit denen des Vaters lockeres Wesen lachend aus dem steifen Bau herausluderte. Mit einem mächtigen Ochsenauge sah sein Dachstübchen auf die ausgestorbene Straße. Darunter war ein Gulenflug in Stein erlahmt. Der eitle Vater, stolz auf seines Sohnes schon in zwei Examen schwer erprobte Weisheit, hatte die Gule dort beim Erbauen des Hauses hineinhauen lassen. Ein humanistisch gebildeter Irländer, den sie den akademischen Klempler nannten, hatte sich eines Tages an des Goldschmieds Stammtische festhaft gemacht und ihm mit mancherlei Weisheit, die Göttin Athene betreffend, gebiedt.

Den Zweiflern an seines Sohnes geistigem Adel hatte der Meister stets seinen Mann gestanden. Dem Maseppa vor allem, dem türkischen Reider, dem kein Sohn, wie ihn seine Eitelkeit ersehnte, geraten war. Als dieser einmal mit dem Mute der vom Trunke geschwellten Adern ihn einen Prahler mit seines einfältigen Hätschlings Wundergaben nannte, sprang er ihm zu ehrlichem Ringen an den Kragen. Maseppa aber hatte nach einem erzenen Rauchzeuge gegriffen und das dem Waffenlosen ins Gesicht geschwungen. Das war freilich des Ringkampfes Ende gewesen. Als Ottilie den Meister am kommenden Morgen nach der Herkunft des blauen Auges gefragt, hatte er unwillig in die Suppe geblasen und nur gemeint, der Maseppa sei ein türkischer Kerl.

Der Sohn stand lange vor dem Traumhaus, als denke er dem Spruche nach, der es allein erschließen könne. Dann trat er ein. Die Uhren tückten, als er an der eisenbeschlagenen Ladentür vorbeiging, die Standuhren gingen mit bedächtigt schwerem Pendel durch die nächtliche Stille, eine schlug gerade lang austöhnend die Mitternacht. Er ging die steinerne Treppe, die sich in dem engen Treppenhause hinaufwand, behutsam hinauf, denn sie war ihm nach seiner halbjährigen Abwesen-

heit ein wenig fremd geworden. Gebückt huschte er durch das zweite Stockwerk, wo die immer kränkliche Mutter schlief. Unter dem Lichtfenster im Dachgeschoß hielt er noch einmal inne und horchte in den Flurschacht hinab, durch den wieder nur Pendelticken und ab und zu das müde Schlagen einer Uhr heraufklang. Dann trat er in sein Zimmer ein, dessen Tür er unverschlossen fand. Er knipste das Licht an und sah in die Stube hinein. Es war, als hätte er sie erst gestern verlassen. Er stand bestürzt ins Zeitlose verzaubert. — Die Gardinen an dem großen Rundfenster waren frisch gewaschen und gestärkt. Stillter Glanz umspielte den Hausrat, der, von des Hauses Kälte für einige Zeit wieder erlöst, sich in der ungewohnt wohligen Wärme dehnte.

Frau Ottilie hielt ein sauberes Haus und versuchte durch gute Feuerung seine Kälte zu meistern. Der Sohn riß Hut und Mantel ab. Dann ruhte er. Mit geschlossenen Augen fühlte er die Reihe seiner Bücher ab, welche die ganze Dienwand einnahmen. Bei manchen, welche die Erinnerung besonders stark umwitterte, hielt er lange inne.

Fernes Spiel floß hoch durch die nächtliche Straße zu ihm herein. Der Klavierspieler schlich lodend immer wieder um die nämliche Stelle, als müsse er aus ihr des Tonbilders Seele einmal sieghaft an sich reißen, die dort und nirgends anders tief verwoben lag.

Er sog die große Eintracht ein, in deren Mitte er seltsam umtönt stand. Verklingsdes Spiel sang ihn noch in den Schlaf.

Sehr früh am Morgen rüttelte ihn jemand rauh. Er rieb sich, der äußersten Geborgenheit entrissen, verwundert die Augen und sah dann den Vater gleich einem Kehr im Windrausch wandend neben seinem Bette stehen. Ein Ruch von kaltem Rauch und Wein umhing ihn locker wie die nachlässig ihm auf den Leib geschneiderten Kleider. Der Vater riß ihn, sich mühsam im Gleichgewicht haltend, noch einmal am Arm und befahl ihm mit verquollener Zunge: „Kaus! Los! Schnell!“ Von den Worten allein schien er Fall zu fürchten und gab sie sacht und ruckweise heraus. Der Sohn erhob sich in zögerndem Gehorsam und stieg an dem Vater, der sich nicht vom Flecke rührte, vorbei in das Zimmer. Der Vater begann sich behutsam zu entkleiden und ließ den Rock an sich herab zur Erde gleiten. Jetzt erst begriff er: der Vater wollte in des Sohnes Bett hinein. Bevor noch das volle Bewußtsein seinen Schlaf zerschloß, lief er barfüßig über den kalten Fußboden in sein Arbeitszimmer und

legte sich, in seine Reisefedde eingehüllt, zum Weiter[schlafen auf das Sofa.

Er vernahm gerade noch, wie der betrunkene alte Herr nebenan steif in das warme Bett fiel.

Mitten im Morgen erwachte er. Der Vater lag noch, sich schwer die Richtigkeit erschlafend, im Bette nebenan. Leise kletterte er in das Stockwerk der Eltern hinab — die Mutter schaffte seit langem in der Küche. Sie schlossen verwandt einander in die Arme und flohen, als der Gefühlsdrang des Wiedersehens erlahmte, bald stumm ein jeder in den Bezirk seines besonderen Wesens. Noch einmal ging ein Licht der Freude in den Augen des Sohnes auf, als er sich an den Frühstückstisch setzte, den die Mutter feierlich reich bestellt hatte. Während des Essens aber noch umhing es ihn grau. Dann setzte er sich an das Fenster und sah trübsinnig an der Wand des trostlosen Hinterhauses in den grauen Tag hinaus, als die Mutter wieder eintrat.

Sie sah ihn an, sprach aber nicht; griff nur in das Vertikow nach einer sauberen Wirtschaffschürze. Er saß unbeweglich. Sie hielt noch einmal ganz in seiner Nähe. Ihr Unterkiefer zuckte nervös, als wolle sie jeden Augenblick dem Weinen sich ergeben. Schließlich ging sie, ohne ihn anzurufen.

Als sie, nach Minuten wieder eintretend, ihn in der gleichen Stumpfsheit fand, konnte sie ein schwaches „Hm!“ sich nicht verhalten und die schüchterne Frage, ob er krank sei, denn danach sehe es doch aus. Er antwortete mit nein. „Freust du dich nicht, wieder zu Haus zu sein?“

„Ach ja, ich freue mich sehr . . . Oder auch nicht . . . und dann die Stadt!“

„Was hast du wieder?“

„Die graue Stadt in dem grauen Leben!“

„Die Sonne scheint auch wieder.“

„Die Tage kommen grau und rot und gehen rot und grau. Immer dasselbe.“

Er sagte es bald mehr zu sich als zur Mutter.

„Es ist schlechtes Wetter heut. Geh nur spazieren; oder habe mir im Keller etwas Holz.“

„Ich werde Holz hacken. Im Keller sehe ich die steinernen Särge nicht, in denen wir wie Würmer vom Leichnam dieses Tages leben.“

Eine Glocke weimerte vom Turm der nahen Kirche. Er wand sich gequält.

Die Notglocke läutet über dem steinernen Meer. Es ist wieder einer über Bord. In's Leere! dachte er.

Die Mutter sah andächtig vor sich hin und ihre Lippen rührten sich fleißig. Als er sie

das Kreuz über ihr Gebet schlagen sah, entrang es sich ihm: „Es klingt so verzweifelt!“

„Wer glaubt, verzweifelt nicht“, sprach sie steinern. „Sieh mich an — habe ich verzweifelt, trotz allem?“

„Es gibt welche, die so arm sind, daß ihnen nicht einmal die Verzweiflung bleibt.“

Sie sah ihn lange an, als verstehe sie ihn nicht.

Er entthob sie schnell dem Sinnen: „Solch ein Tag ist einsam!“

„Du tust zu wenig in den Tag hinein. Mir ist er nicht einsam. Wie lange ist es noch hin, dann schaffst du von früh bis spät für Weib und Kind und bist auch nicht mehr einsam.“

Er lachte empört, so daß sie erschraf: „Ach so! Er lebte, nahm ein Weib und starb?“

Frau Ottilie horchte mit Augen und Ohren gespannt hin, was er nun von der ewigen Seligkeit sagen würde und als er lange nicht sprach, fragte sie bange: „Und dann?“ und seufzte schwer, als er wieder wortlos verharrte, ging an den Herd zurück und betete im Brodem des kochenden Mahles, daß dem verlorenen Sohne bald der Tag nicht mehr einsam, sondern gottsam sein möge wie ihr.

Als er vom Holzhacken wieder heraufstieg, saß die Mutter schon mit wartendem Löffel. Er warf die Scheite neben den Kohlenkasten in der Küche.

Sie empfing ihn: „Gottlob, wenigstens einer!“

„Der Vater kommt gleich hinter mir. Ich hörte ihn die Haustür zuschlagen.“ — Dann machte er eine Pause, daß die Mutter zum Besinnen auf das Ungesagte Zeit fände, und ermahnte sie gütig: „Sei zu ihm freundlich, bloß freundlich, Mutter.“

Indem trat der Vater mit umbunkeltem Gesichte schon herein. Aus Furcht vor sich selber sah ihn die Mutter nicht gleich an. Noch als sie ihm die Suppe ausgegossen hatte, schwierte sie verbissen. Der Vater löffelte stumm den Teller leer. Böses Schweigen hatte sich zwischen Vater, Mutter und Sohn eingeseffen. Sie wußten darum alle drei, ohne daß sie sich umzusehen brauchten. Als aber Frau Ottilie doch ein wenig seitwärts blickte, sah sie an des Mannes hochrotem Kopfe, daß er wieder trinken war. Da fragte sie mit erzwungener Sanftheit: „Wo warst du wieder?“

„Bei den andern!“ hieß er los.

Da hatte sie es! In Leib und Wesen saß sie klein befangen. Sie konnte sich nicht helfen. Nun sah sie auch der Sohn noch vorwurfsvoll an.

Streng musterte der Juwelier den reichbestellten Tisch, der ihn ärgerte, denn er hatte im Spiel gestern nacht Verluste gehabt, die er noch vor dem Essen eiligst hatte wiedergutmachen wollen. Die Gewinner aber blieben mit ihrer Beute in Sicherheit zu Haus. Kaum aß der Meister sein Stück Braten appetitlos hinunter, das mehr als Nötige ließ er ingrimmig unberührt.

Frau Ottilie zog ihm gereizt den Teller fort: „Es schmeckt dir nicht.“

„Alles viel zu viel!“

„Sollen wir nicht einmal gut essen, wenn der Junge den ersten Tag wieder unter uns ist . . .“

„Im Laden unten liegt schon wieder eine Rechnung?“ Der Goldschmied fraß weiter an dem Willen der Seinen und knabbelte sie, damit er mit Spannung geladen zu neuem Wagen in den Abend steigen konnte.

„Ich habe für Weihnachten eingekauft.“

„Ich allein verdiene, ich allein schenke!“ Nun war er mit Kraft bis zum Bersten gesättigt. Es hätte schon Abend sein können.

Frau Ottilie erwehrte sich erbittert der äußersten Entrechung: „Nur du, und immer du! Was für ein Heim könnten wir haben, wenn du nicht alles vertränkst und verspieltest!“

Der Goldschmied hieb die Faust unter das klirrend aufspringende Geschirr. Die Suppe in der Schüssel spritzte hoch auf. Auch Ottilie sprang in die Höh.

„Nichtstuer, die ihr von Mannes und Vaters Tasche lebt!“ brüllt der in seiner Verflawung bloßgestellte Mann. Wie ein Gipselblock donnerte er ruhmredig zu Tal; warf Teller nach Teller hinter der Suppenschüssel her und schüttete mit dem Tischuch noch zur Erde, was sich seinem hitzigen Griff widersetzte, daß man an der Zerflörung seine Größe messe. Dann sprang er seinem fliehenden Weibe nach gegen die Tür.

Des Vaters zunehmende Heftigkeit rief den Studenten, der jenseits der Wirklichkeit sich einlog, immer fester auf die Erde, auf der er schließlich hochgerecht mit hämmerndem Herzen stämmig gegen den Vater anstand: „Komm an!“ ihn mit einer Stimme anwoetternd, die den Leib des Träumers erschütterte.

Der Goldschmied stand mit offenem Munde, blöden Augen und geballten Fäusten. Alle Kraft fiel von ihm ab. Er gewahrte schließlich, daß er allein war. Die Unterjochten waren fort, an denen er sich gemästet und vertobt hatte. Vergraut zitterte Ottilie davon in ihr Schlafzimmer, das sie hinter sich abschloß,

wie sie sich nachts schon vor dem betrunken Heimkehrenden ihren friedlichen Schlaf gesichert hatte. Erschüttert wankte der Sohn den Treppenschacht in den Laden hinab, wo der Gehilfe durch des Brotherrn vertrunkene Tage in lässiger Angestelltenlaune waltete.

Ein letztes Mittel blieb dem Krafftentblöhten nur, Spannkraft zu speichern: er legte sich zu stärkendem Schlafe auf das Sofa und hatte in seinem Stieselablaß nicht genug Empfindung, um Ottiliens bestes Rissen zu schonen, das, von der Hausfrau zu langersehnter Verschönerung des Heims bestimmt, sich auf den Polstern langweilte. Es war, von ihrer Hand an einem tränenreichen Nachmittage gefertigt, von jenen Dingen, mit denen sie versuchte, den ruhelosen, der Schenke verfallenen Mann an das Haus zu fesseln.

Die Tage vollendeten sich weiter beschattet von des Goldschmieds Trunkenheit und Spielsucht. Die mittäglichen Gewaltszenen erschütterten das kranke, von mahnendem Stundenschlag durchlungene Haus, das gleich Mutter und Sohn vereinsamte. Frau Ottiliens Wille wagte zäh, immer noch zu fordern. Eines Mittags wollte der Wüterich sie niederschreien: „Wovon, von deiner Erbschaft wohl?“ als sie ihm, der Verzweiflung nahe, versicherte, es ginge bei den Eltern wohl langsam aber sicher dem Erbfall entgegen. Da endete das Mahl seit langem wieder ungewohnt friedlich. Ja, des Goldschmieds Laune lichtete sich fortan zu einer ebenso strahlenden Heiterkeit, als sie vorher stetiger Finsternis verfallen schien. Nach Tagen kam er sogar schon vor Mitternacht lustig mit klimpernden Hosentaschen heim, wie nach gewonnenem Spiel. Die Mutter meinte, indem sie das gewahrte, zu dem Sohne, es müsse über seinem Spiel ein Verhängnis walten, so zwar, daß Unheil und Untergang anderer, vor allem der Nächsten, ihm Glück brächten; sie müsse dem für des Hauses Wohl samt ihren Eltern zum Opfer fallen. Es ereignete sich in der Tat, daß die von so seltsamem Aberglauben befallene Frau, von Trübsal umhängt, sich bald krank zu Bett begab. War sie eben noch von des Goldschmieds Wildheit zäh erhalten, so drohte sie jetzt seine ungebrochene Lustigkeit in die Schatten des Heimgangs zu versühren. Es war, als solle sie an seinem Glücke zusammentrennen mit ihren Eltern, von deren baldigem Ende, dem erbgerigen Gatten ersehnt, schlimme Nachricht einlief, vergehen.

Der Goldschmied verkam vor Glück. Kunden und Freunde umdrängten ihn, um sich an seinem Glücksstrom zu nähren. Der Laden brach vor Schall und Schimmer. Aber das Leuchten stieg nicht die Treppen hinauf. Die Einsamkeit wich nicht von Ottilie, so wenig wie ihr Leiden. Der Student saß oft an ihrem Krankenbette, mit lauerndem Lächeln, wie einer, der dem bösen Spiel einer verborgenen Macht lange noch zuzuschauen gedanke, und nichts an ihm verriet eine innere Bewegung, die einmal aufsprungreif nach außen brechen könne. Nicht allein, daß der Goldschmied nur wenige Nachtkunden neben der Gattin zubrachte, und, sobald er ins Tages erwachte, von ihrer Seite bis ins neue Nachten auf Nichtmehrwiedersehen wich; er vernahm vielmehr mit sichtlichcr Befriedigung von ihrer Flucht aus diesem Leben. So war es klar: auf eine geheimnisvolle Art speiste die ihr entsliehende Lebenskraft seinen magischen Spielervillen.

Dann kam für Ottilie der letzte Lebenstag herauf. Der Arzt hatte, nachdem er die Untersuchung beendet, vergeblich den Goldschmied rufen lassen, und als er beim Verlassen des Hauses den Durchgang durch den Laden benützte, war ihm der schon witternde Mann längst entwichen. So hielt er mit dem Sohne die kurze Zwiesprache, die mit dem tröstenden Händedruck als dem Ausdruck herzlicher Anteilnahme zu enden pflegt; bat ihn auch, bei Außerachtlaffung aller anderen, sonst vielleicht sehr notwendigen Dienste zum Wohle von Geschäft und Haus, lieber zu der Kranken hinaufzugehen, deren Ende trotz aller Zähigkeit durch Zufälle nur zu bekannter Art jeden Augenblick herbeigeführt werden könne.

So stieg denn der Sohn hinauf und trat ganz leise in das Krankenzimmer ein. Ottilie lag still mit zur Decke gerichtetem Blick und völlig in sich gefehrten Sinnen. Sie schien ihre Schmerzen zu behorchen. Sie sah wie ausgezehrt aus: gelb, weiß und knöchern. Ihre letzten Kräfte waren im Kinn gesammelt, das ungeheure Spannung verriet.

Der Sohn setzte sich sacht auf den Betttrand und sah lange unverwandt und wortlos zum Fenster hinaus. Nur hin und wieder schielte er ganz vorsichtig nach der Sterbenden hin, und sein Lächeln lauerte immer noch um seinen Mund. Endlich fragte er sehr zögernd: ob der Vater denn heute wieder im Morgengrauen fortgeschlichen sei und sich seither nicht wieder habe blicken lassen.

Sie bejahte mit einem langen Blick. Dann war wieder Stille zwischen ihnen.

Durch die Stille griff die dürre Hand der Mutter nach seinem Armel, so daß er sich zu ihr hinwandte. Sie bedeutete mit nach unten weisender Hand, er solle einmal in den Laden hinuntersteigen. — Gewiß sei der Vater nicht da, sprach sie gerade noch vernehmlich, und der Gehilfe nicht geschickt genug, so viel an den Mann zu bringen, daß auch nur der Arzt dabei herauskäme; und auf des Vaters Spiel sei auch nicht allzu lange mehr Verlaß.

So wichtig spielten sich die Lebensgeister noch in ihr auf. Aber Diesseits und Jenseits waren ihr gleich nahe, und die Zeit floß ihr zwischen beiden nur noch wie ein Wiesenrinnal breit. Denn wie sich der Sohn gerade ihrem Wunsche Folge leistend zur Tür wenden wollte, rief sie ihn noch einmal ganz nahe zu sich heran und flüsterle ihm ihr Verlangen nach dem Priester in das hingehaltene Ohr. Er strich ihr beruhigend über den eckigen Handrücken, wofür sie ihm mit einem Augenausschlag dankte. Als seine bisher unwandelbare Ruhe plötzlich ein einziges Aufschluchzen zerbrach, sah sie ihn ganz ernst an und ergriff kraftlos seine Hand. „Wenn ich nicht mehr bin, mußt du halt sehen, wie du mit dem Ewigen fertig wirst“, sprach sie, ließ seine Hand los und saltete ihre Hände auch schon zum Gebet.

Als der Student von seinem Gange zurückkehrte, dunkelte es schon schwer. Das Kinn der Mutter war zum Zerreißen gespannt; als hätte der Tod alle ihre letzten Kräfte nach diesem einzigen Punkte gelockt, um sie durch einen entscheidenden Stoß zu vernichten.

„Hast du alles bestellt?“ fragte sie.

Er nickte und zündete die Kerzen an. Und schon begannen sich ihre Züge zu entspannen.

„Ist der Vater unten?“ fragte sie noch.

Er verneinte und setzte dann nach langer Pause ganz ruhig hinzu: „Er ist spielen.“ Dabei blickte er in die Kerzenflammen. Plötzlich brach die Rede aus ihm los: alles müßte er verlieren, alles!

Die Mutter sah ihn erstaunt an, als wolle sie durch solche Verwünschung den Frieden, der über sie kam, nicht mehr gestört wissen. Sie folgte seinem Blick in die stillblühenden Flammen und sprach sich Trost zu: „Die Flamme reinigt“, und bangte dann: „Meinst du, ich werde hinein müssen?“

Als der Sohn schwieg, ließ sie ihr wägenbes Gewissen walten: „Wer kann sagen, ich brauche nicht hinein?“ Da kam es kurz von seinen Rippen, so daß sie fast vor der Heilig-

keit, die ihr der Sohn zusprach, erschraf: „Du!“

„Meinst du?“ forschte sie ganz ängstlich.

„Aber wer unrein ist, der muß hinein!“
verfündete er hart und wiederholte sie drohend: „Wer unrein ist, der muß hinein!“
und meinten es beide in einem anderen Sinn.

Im Flur regten sich eilige Schritte. Der Sohn flüchtete aus der letzten Gemeinschaft, in die einzutreten die Mutter im Begriff war, in seine eigenen Kreise.

Spät am Abend ging er noch einmal zur Mutter hinein. Sie lag wie in Erwartung. Ihr Wille wich langsam aus ihren Augen, auch das Sinn fänktigte sich zusehends. Einen fragenden Blick richtete sie noch auf ihn. Er schüttelte den Kopf, worauf sie ihm automatenhaft leblos die Silben hinzählte: „Gehe — ihn — holen.“

Er wehrte sich: es wäre besser, er hole ihn nicht. Als er zur Tür ging, traf ihn ein langer Blick. Er wich ihm aus, indem er zur Deckenauffah, verließ das Zimmer und stieg in fein Gemach hinan.

Mißlänge durchtachen grell die Nacht, wie Königskerzen giftig durch sommerliche Dunkelheiten leuchten. Eine böse Hand stieß den alten Häusern der Eintracht ihre abwehrglatt spiegelnden Scheiben ein.

Des Vaters Bild stand so unglücklich vor der Lampe, daß davon ein riesiger Schatten über ihn in das Zimmer fiel. Doch er rührte keine Hand zu dessen Beseitigung. Er wandte dem Bilde den Rücken zu und riß sich Jade und Weste auf, als wolle er sich außer sich begeben, der er im Leib auch vom Vaterhaus gefangen sah.

Das Fenster stieß er auf. Haus hochte eingekauert in nächtlicher Straße und Stadt.

Ein steinerner Niese über die enge Straße verstellte ihm die Sterne, und nach rechts hin war er vom Kirchturmschatten überdroht.

Er warf das Fenster wieder zu.

Die Hausuhr bei den Eltern unten schlug laut zehn Uhr. Er horchte und erschraf vor der Stille, die sich nach den Schlägen wieder domhoch über ihn wölbte. Es schien ihm nur eine Rettung vor ihr möglich: den Herzschlag der kranken Mutter zu erlauschen; denn er warf sich lang hin auf die Erde und horchte angestrengt. Doch unten schwieg es ungeheuer!

Plötzlich sprang er hoch, riß wild die Tür auf und schoß mit einem weiten Satz über die Schwelle. Dann raste er treppab und die Straße hin, als wäre ein Feuer hinter ihm her.

Des Goldschmieds Spielschenke lag einer zugigen Ecke gegenüber, an der eine Straße

mit starkem Gefälle aus einem weiten Platz in die wohlverwahrende Häuserenge zurücklief; im Winter sielen dort selbst die stärksten Pferde.

Heut saßen sie wieder vollzählig im Hinterrzimmer ihrer Stammtischkneipe beisammen, die sie ihrer langgestreckten Form und außergewöhnlichen Enge wegen die Konfirmandenjake nannten. Ein langer dunkler Gang führte von dem vorderen Gastzimmer nach ihrer Klause. Mit erdhast ungestalten, hochroten Gesichtern, ein jeder mit einem seiner sonstigen Leibesform wohl angemessenen Schmerzbauch von eitler Selbstgefälligkeit übergoßen, entzückten sie sich an den fetten Schatten ihrer wuchtigen Körperlichkeit; dem einzigen, das sie noch sicherer beherrschten als Trunk und Spiel, wenn sie in rechtem Lichte standen; und keiner von ihnen wäre Schlemihl genug gewesen, seinen getreusten Untertanen um ein Glücksjäckel zu verkaufen. Und sie waren gewiß glücksjäckelstüchtige Spieler: der akademische Klemptner, der nicht gern davon sprach, wie er um sein Diplom gekommen, das ihm mehr als allen Laffen, die sich Diplomierte nannten, zukam; die Radiefresser, Großhändler in Butter und Schmalz, der sich mit der Stimme eines Prozeßionsvorbeters heut nicht genug tun konnte in dem gotteslästerlichen Gebet: Butter und Schmalz, Gott erhalt's! Der braune Makkabäer, baßbegabt wie ein Prophet; der noble Julius, der die These von der starken Seele mit der Unererschütterlichkeit eines Luther verfocht: die nur der habe, der Kaviar essen könne mit Sekt dazu bei hunderttausend Schulden; der tränenselige Lustig, der Mehlhändler; und vor allen der berühmte Francois de Maseppa, mit dem in allen Branutweinfeuern erhärteten altgediegenen Trinkergrundsatz, daß das Leben nur besoffen zu ertragen sei. Eigentlich hieß er rein menschlich Klimke. Aber sie ließen ihm in der Runde willig den tönenden Namen, weil sie alle das hohe Geräusche liebten, das sie in ihrem Gestühle nicht vermissen wollten; da er zum anderen ihnen glaubhaft versicherte, er sei einst in Paris gewesen, was er außer durch herumgeflüsterter Cochonnerien durch den vorzugsweise bei Sekt angewandten Trinkspruch: Fifflassiff! erhärtete; was bei dem Schwärmer Lustig, der sich gelegentlich noch gern einer höheren Schulbildung bezichtigte, triebradficher die Erläuterung auslöste: heißt „Es lebe das Leben!“

Der Wirt schritt mit dem Stolze eines Kriegskaisers die Runde seiner altgedienten Trinksoldaten ab.

Der Goldschmied hatte eine wunderbare Herrschaft über sich gewonnen, wie er erst bei seinen Spielern faß. Er ließ sich von Mazeppa, dem Verlierer der vergangenen Wochen, zum Spiele reizen, ein wenig doch wohl in dem Spieleraberglauben befangen, daß der Herausforderer verliere. Er faß erhaben. Dann gab er dem Gegner zu kosten, indem er in die Hofentasche griff und eine Handvoll Silber aus der heutigen Lösung herauslangte und hart auf den Tisch hieb: „Paar oder unpaar!“

Alle horchten auf, enzündeten sich an dem maghaffigen Spiele. Mazeppa riet, von Bangigkeit belesen. Der Goldschmied ließ die Taler aus der geöffneten Faust auf den Tisch klirren. Sie zählten: Mazeppa hatte verloren, kramte Taler um Taler aus seinen Taschen und legte es zu dem Haufen, den der Goldschmied unberührt liegen ließ. So gleich fiel er in seine gutgespielte Gleichgültigkeit zurück.

Der Silberhausen blinkte verderbnis-schwanger.

Indessen zog die Spielwut ihre Kreise, Wie der Goldschmied das gewahrte, rief er nach dem exprobtren Anreger:

„Ober, drei Flaschen Rotspan!“

Der noble Julius schielte von dem Silberhügel nach dem Würfelbecher, die Radieselfresse aber packte im Vertrauen auf ihre Zahlungsfähigkeit derb zu: „Um das Ganze!“

Der Kellner schob die entkorkten Flaschen auf den Tisch, die nächsten besten schenkte die Gläser rot, und mit Klingklang läuteten sie das neue Spiel ein, das durch den doppelten Einsatz auch zweifachen Reiz gewonnen hatte! Mazeppa log sich sogar den Trinkspruch auf des Goldschmieds Glück und Gesundheit ab.

Die Würfler vereinbarten höchste Hausnummer bei drei Würfeln. Die Radieselfresse begann beherzt. Beim zweiten Wurf kollerte eine 6—6—2 aus dem Becher, und er ließ stehen. Der Goldschmied trat an, hielt die Hand auf den Becher und schüttelte die Würfel gelassen, daß sie hohlknöchern wie Gerippe tanzten; zweimal. Zweimal mißlang der Wurf.

Er rief mit Geisterstimme in den Becher hinein: „Große Gefahr! Samiel hilf! Kennst du nicht deinen Herrn und Meister?“ Dann rollte ruhig eine 6—6—3 aus dem verherzten Becher. Die Radieselfresse tobte, Fausthiebe der Verwunderung erschütterten die Tafel, Mazeppa lächelte bitter-süß.

Der Goldschmied faß mit starrem Lächeln wie der Herr über sein Glück. Der Silberhort

wuchs und blinkte, und der vom Glück begünstigte Meister zählte das Geld für sechs neue Flaschen Roten hin.

Der Wirt erhitzte sie noch durch die Rechen-schaft fordernde Frage: „Meine Herren, Sie treiben doch kein Glücksspiel? Ich sehe sehr viel Geld auf ihrem Tisch!“

Der Chor der Männer sang ihm das erwartete Responsorium: „Nein!“.

Der Goldschmied zog den Wirt zu sich herab und vertraute ihm etwas ins Ohr.

Der Wirt nickte Zustimmung und machte das Geheimnis öffentlich: „Wollen Sie nicht etwas singen? Lustig ist traurig.“

Die Männer lachten und, um des Mehlhändlers durch etwas Rührung billig erzeugte Freigebigkeit wissend, schmetteten sie dem Wirte einen Beifallsdonner hin.

Der akademische Klemptner schmückte sich noch ein wenig mit vornehmer Weigerung: man sei doch nicht Berufsfänger, sondern Ingenieur! Aber schließlich ließ er sich nur zu gern gewinnen, und das Quartett, in welchem der Goldschmied und der akademische Klemptner mit ihren Tenören die Guirlanden der Melodie hochhängten, der noble Julius einen ruhigen ersten Baß ging, während der Mattabäer dem Ganzen die Säule seines Grundbasses hinhielt, stellte sich neben den Stammtisch auf.

Dann begannen sie zu singen, „was die Schwalbe sang.“

Sie sängstigten gerade die höchsten Wogen des Gefühls zu beruhigendem Abgesang, als ein wildes Schluchzen die feierliche Stille brach.

Die Bier standen eine Weile von ihrer Leistung überwältigt. Lustig Traurigkeit, die so seltsam laut gab, löste sich in Tränen auf. Noch weinend bat er den Herrn Ober, doch gütigst einige Flaschen Sekt herbeizuschaffen. Die Radieselfresse lobte ihn, wobei er ihm begütigend auf die Schulter klopfte: „Lustig, du bist doch ein guter Kerl!“; und der Wirt vollendete: „Und ein Mäzen.“ Indessen der Mattabäer heimlich beim akademischen Klemptner eine Erkundigung einzog und von diesem die Auskunft erhielt, das sei ein Mann, der Künstlern etwas zum Besten gebe, tollte Mazeppa: „Fisflaff!“ und erholte sich lustig zu seiner Triebkraftfunktion: heißt: lebe das Leben! (Er bezüchtete sich gern einer höheren Schulbildung). Der akademische Klemptner verbreitete sich noch über die Kunst, theoretisierend, sie sei gewissermaßen eine Brücke von der Erde zum Himmel, die man gut unterpeilern müsse; gute Berechnung der Trägerstärke . . .

Er sagte seinen Vortrag aus sichtlichem Mangel an Stoff und Beteiligung ab.

Der lustig gewordene Lustig aber rief nach den Karten.

Als sie auf den Tisch klatschten, räumte der Goldschmied sein Silber in die Taschen.

Das Spiel lief heiß durch die Stunde.

Der Goldschmied gewann sich in einen Überdruß hinein, so daß er mit den Ohren vom Spiele fort zu den drei Unbeteiligten sich hinneigte. Mazeppa mahnte ihn verärgert, und der noble Julius schimpfte in die Flüsterrede hinein: was sie nur immer mit den Weibern hätten; sie machten um dieses Volk viel zu viel Drumrum wie alle Männer.

Den fetterhitzen Goldschmied reizte des Dieberrings weiberfeindliche Rede. Unruhig glitt er auf dem harten Stuhl umher: Blählaut aus einem weichen — Donnerwetter! Weiches Haar und weiche Brüste — er stotterte und starnte wie plötzlich vom Lustwahn befallen. Zu Julius, der ihn zur Ruhe zwingen wollte, sprach er flüsternd wie ein Jungverliebter: ich gehe noch wohin, und befahl dem Ober: „Gut, Stock! Ich muß rüber!“

Die Spieler drückten ihn, da er fort wollte, auf den Stuhl zurück, wo sie ihn festhielten, bis er sich wieder friedlich gab: hiergeblieben!

Julius schalt ihn gutmütig: „Feurig wie ein Primaner!“ so daß er lachen mußte: „Wie ein Primaner, hi, hi!“

Julius streichelte ihn, um ihn vollends zu beruhigen.

Der Goldschmied legte seine schwerkoldene Uhr auf den Tisch und verkündete: „Dreiviertel zehn ist es; noch eine halbe Stunde, dann gehe ich.“ Die Vereinbarung wurde getroffen, und heißer kreiste das Spiel vom Drange der Verlierer. Des Goldschmieds Glück indessen erwies sich unerlahmt.

Die Hausuhr der Weinschenke zählte dröhnend den Dieben an dieser Zeit die zehnte Stunde hin und forderte dann weiter mit schwerepochendem Herzen der Ewigkeit Sekunde um Sekunde ab. Es war den Männern dieser Kunde unerklärlich, weshalb der Goldschmied bleich und am Ausspiel zögernd das Ausschlagen der Uhr abwartete.

Als der Goldschmied sich erneut in das Wagnis begab, verlor er das erste Spiel. Er leerte hastig sein Glas, füllte es und versuchte sein Glück von neuem vergeblich. Er schüttete sich ein bis obenhin volles Glas mit Sekt vermischten Rotwein in den ganz und gar unruhigen Leib.

Die Stube wankte unwirklich im Rauch, die Gestalten verschwammen geisterbleich darin, von vergoffenem Wein troff der Tisch. Die Weiberfreunde belogen sich mit einem unverschämten Glück bei den Frauen.

Der Goldschmied zerschlug die Bangigkeit der ihm abwendigen Stunde, indem er den Einsatz zu verdoppeln befahl, und blickte verstoßen nach seiner Taschenuhr, die zwischen der vollendeten Stunde und dem werdenden Viertel sekundeneilig dem Ziele, das er sich törichterweise selbst gesteckt hatte, zutrafte. Wie er in fürderem Verlieren die Minuten zu Sekunden schrumpfen sah, vervierfachte, verachtachte er den Einsatz und versuchte seinem Kafen mit Wein die Wege zu verschwemmen.

Die Uhr schlug Viertel und Urteil. Die Spieler setzten pünktlich ab und reckten sich; das Spiel war gerade glatt. Der noble Julius bestellte schon für den bescheidenen Gewinn, Mazeppa wühlte glückstrunken in den Taschen. Der Goldschmied aber bäumte sich ein lehtmögliches Mal im Streite mit seiner Trunkenheit und der Mißgunst seines Glückes und sah aus verschwommenen trozigen Augen die Uhr an.

„Zehnfacher Einsatz!“ rief er den Gefättigten zu.

Mazeppa streckte, indem er die Hände in die vollen Taschen bohrte, die Füße weit von sich und gähnte: „Schluß!“

Der Goldschmied schrie ihn verquollen an: das sei gemein! Während Julius noch zu weiterem Spiel anregte; Lustig meinte, man müsse dem Verlangen des Verlierers nach Revanche eine beschränkte Zeit Genüge tun, die Radieselfresse die vom Spielteufel Besessenen mit seinem Gebete an das Dasein Gottes erinnerte; Mazeppa sich zwischen durch immer noch weigerte; fuhr schon der Goldschmied darein: „Zwanzigfacher Einsatz!“

„Warum nicht dreißigfacher?“ höhnte Mazeppa.

Und: „Gut, dreißigfacher!“ heulte der Goldschmied wie von Sinnen. Der noble Julius und die Radieselfresse wollten sich unter solcher Bedingung nur zu einem einzigen Spiele verstehen.

„Beete werden natürlich ausgespielt!“ erinnerte aber im Mischen und Verteilen Mazeppa.

Der Goldschmied wagte das Spiel! Es ging mit dem Tensel zu: er verlor es, obgleich es ganz sicher schien. Er kramte aus seinen Taschen das Geld zusammen, das er Julius für einen Stuch schuldete. Schon aber

drängte ihn Mazeppa zum Mischen, um das Beet auszuspielen. Das neue Spiel lag zwischen ihm und Mazeppa, dem er am Ende den Preis für drei Stiche zu dem anderen schuldig blieb. Mit schalem Lächeln wies er Mazeppa seine leeren Taschen, der ihn einen untreuen Spieler nannte. Als er Mazeppa vorhielt, sein guter Name müsse ihm doch genügen, verlästerte ihn Mazeppa: des Goldschmieds Name sei höchstens unter einem Wechsel etwas wert. Alles Widersehen des Goldschmieds, dem unter der Wirkung des Weines der Wille langsam einging, half nichts mehr: er mußte die Unterschrift unter den hingehaltenen Wechsel leisten.

Der Goldschmied verfiel sichtlich den Neben seines Kaufsches. Er schielte mit willenlos verkrampftem Munde nach dem Wechsel hin, den Mazeppa, wie er selbst mit seinem Silberhort vorher getan, ihm in die scheelen Augen scheinen ließ.

Für eine Weile war es ganz ruhig; die Stille knisterte irgendwo. Gelb und grün schillerte der Dualm zwischen Mazeppa und dem Goldschmied mit seinem eingefallenen Gesicht, vor dem jetzt Mazeppa den Würfelbecher schwang, um des Schlafersfallenen Lebensgeister zu neuem Scheelbild zu erregen. Aber da hieb der verstörte Meister dem Neider den Becher aus der Hand, daß die Würfel weithin über die Erde rollten. Aus hohen Augen starrten die Becher auf den Tanz der Knöchel, die jetzt stillstanden: drei Sechsen! Wie ein Spott und Hohn auf den Werfer, da dieser sich mit dem Wechsel seiner Habe begeben haben mußte. Der Meister aber schien das merkwürdige Spiel des Zufalls anders zu deuten: er zerblies die Wolken, die dicht um seinen Kopf lagerten, und, sehnsüchtig nach einem Zeitteil Bewußtseins helle, sog er tief Luft ein. Er stieß Mazeppa herausfordernd vor die Brust: noch einen Gang, mein Freund; woraufhin ihm Mazeppa die Frage in den Weg stellte: ob er denn noch etwas zu verspielen habe, und der Goldschmied ihm seinen Einfaß entgegenbrüllte: „Das kalte Haus!“ als streife ihn irgendwie der Hauch einer Ahnung, daß es darin keines einzigen Herzens Wärme mehr zu verspielen gab.

Raum hatten die von solchem Leichtsinn, daß ein Mann sich womöglich das Dach über dem Kopfe wegspiele, mitgenommenen Zeichen sich um die zwei gesammelt, als auch schon die Würfel knöchern im Becher sprangen, den Mazeppa rührte; denn diesem war durch das Los der erste Wurf zugefallen. Zwei Sechsen blickten schwarz den Gold-

schmied an, der dritte Würfel spielte noch. Er setzte sich endlich frech mit einer Sechsen im Gesicht: der dritten. Alle sahen stumm nach dem Meister, was er nun tun würde. Von Schweigen umdröhnt, sank er in sich zusammen, die Arme glitten von ihm ab, sein Kopf sank auf die Brust. Er sträubte sich kraftlos, als Mazeppa ihn zum Wurf drängte, und rief nach Gut und Stoß, die ihm der schlafversehnte Kellner auch schon zureichte. Als er sich wankend auf die Beine stellte, drückte ihn Mazeppa auf den Sitz nieder, knöpfte ihm die goldene Uhr aus der Weste und ließ den Ausgeraubten zusammengesunken liegen, indem er ihm hohnsprach: „So, nun magst du gehen!“

Die Rechtschaffenen arbeiteten sich ihre Tugend ab, indem sie ihm wehrten, einer rief sogar: „Das sei Fledderei!“

Es entstand ein verworrener Lärm.

Plötzlich ging die Tür wie von selber sehr weit auf.

Des Goldschmieds Sohn trat hochgeredt unter die verkrümmten Trolle. Sein klares Bewußtsein zwang sie auf ihre Stühle nieder, während er sich selbst neben den zugrunde gerichteten Vater setzte, der Mazeppa etwas zuckelte. Mazeppa mahnte ihn ins Ohr: „Lieber nicht! Wann gibt es Geld?“ und wurde von dem Goldschmied, den der Sinn der Worte nicht mehr erreichte, angeblökt. Der Sohn sprach im Schatten neben ihm wie sein mahnendes Gewissen auf ihn ein: „Die Mutter!“ und: „Du hast alles verspielt, so ist es doch?“ —

Ein roter Widerschein flog über die häßliche Hinterhauswand, die hinter einem Stück Hof dem einzigen Fenster gegenüber steil aufstieg. Der Wirt, dem die Anwesenheit des Sohnes bei dieser Szene des Wirrwarrs und Verfalls lästig fiel, ermahnte Mazeppa im Tone einer Hauspolizei, dem Goldschmied die Uhr zurückzuhändigen. Mazeppa fand sich bereit, wenn der Goldschmied den schuldigen Wurf um das Haus noch täte. Ganz ruhig erhob sich der Student: wenn er des Goldschmieds Haus meine, so sei darum gar nicht mehr viel zu reden. Weit mehr um dieses Haus, in welchem sie augenblicklich saßen. Da die Tränen der Mütter und Frauen es nicht fortgeschwenmt, werde das Feuer der Söhne es vernichten. Und die Spieler wären allesamt für das Gefängnis reif.

Entsetzt: „Was? was? was?“ lief unter ihnen um. Ruf: „Unerhört!“ Ruf: „Gemeinheit!“ Ruf: „Nehmen Sie zurück!“ aus dem Munde der Kühneren verwirrte sich zum Knäuel, eine Stimme entschuldigte dazwi-

schen: „Der junge Mann ist irre“, eine andere: „Er hat getrunken“. Mazeppa quakte: „Das ist eine faule Verabredung zwischen Vater und Sohn.“

Der Schein an der Wand kam dunkler wieder und verblaßte nun nicht mehr.

Mit langgestrecktem Arme legte der Student Flaschen und Gläser vom Tisch. Hinter den ausspringenden Bechern polsterten Stühle hin, vor ihnen klirrten die Scherben, die die Schreie ihrer Empörung zuckten wild durch die Nacht — wie der Schein an der Mauer.

Mazeppa hob eine leere Flasche von Boden auf und schwang sie gegen den Kopf des Studenten, der den Hieb mit dem Arme auffing und an die Tür sprang, dort zur Abwehr bereit, als ein Schrei: „Feuer!“ die Angreifer lähmte. Die Wand war drohend überladert. Der das zuerst wahrte, der akademische Klemmner, gegen die Tür sprang er, den Studenten verdrängend. Fäuste schlugen von außen her dagegen mit entsetztem Notschrei: „Feuer! Feuer!“ Die Tür flog auf, bleich fiel ein schlotternder Fremder herein, raffte sich und entsprang den Flammen, die schon nach ihm leckten, nachdem er das Gastzimmer lang durchmessen, durch das schnell geöffnete Fenster. Das war der Weg! Mazeppa rannte den Goldschmied in seinem Stuhle um, daß er in die Scherben fiel, und sprang hinter dem unbekanntem Gaste her, die sechs Dickwänste balgten sich um den ersten Ansprung am Fenster zu einem Knäuel zusammen. Mit: „Feuer! Feuer! Feuer!“ liefen drei über den Hof, Torflügel kreischten, auch Hörner schon ganz ferne — „Retten! Retten!“ schreit der Wirt und quirlt sich kopflos durch die Stube, irr vor Flammen um und um, in denen alles Gestaltete Fackel wird zum Feste der Zerstörung, sieht dies: dort sind noch zwei, bückt sich noch schnell zur Erde und rettet eine leere Flasche durch das Fenster. Gelassen belacht der Student die Angstsprünge der beleibten Männer, die sich eben noch wie Herren des Lebens gebärdeten, hebt den Vater, der blutet, in den Stuhl, daß dem Trunkenen von dem grellen Lichte die Augen groß werden und der Schreck ihn einen Augenblick ernüchert, so daß er zu begreifen scheint; denn er erhebt sich schwer, taumelt über die gestürzten Stühle und fällt von neuem, bevor der Sohn ihn stützen kann. Da der Sohn vor ihm wie ein Richter, Antwort fordernd auf die Frage: „Willst du nicht sterben für das, was Inhalt deines Lebens war?“ steht, streckt er hilflos die Arme zu dem letzten Retter auf mit:

„Hilf mir! Hilf!“ Der Sohn nickt ihm auch zu: „Ja, wenn einer von denen, die dir lieber waren als Frau und Sohn und ihr Haus dich zu retten kommt, dann sei's um dieses einen willen“; und starrt auch schon in den roten Hof, durch den jetzt atemlos einer zurückkommt: „Mazeppa!“ schreit der Sohn. „Mazeppa!“ winselt gerührt der Vater mit Tränen in den Augen. Aber: „Der Wechsel! Der Wechsel!“ schreit Mazeppa und streckt gierig die Hand in das Fenster der Flammenstube, aus der ein wildes Ausfluchen kommt, und ein starker Arm, der ihn zurückstößt, daß er rücklings auf die Fliesen fällt und, sich aufrassend, wie betört durch Hof und Tor jagt, dann noch einen Blick zurück in das lohende Fenster waagt, aus dem keiner mehr springt, so daß er noch denken kann: „Vater und Sohn!“

Der Goldschmied sieht auf einmal den Sohn wie einen Fremden an, mit dessen Wesen stumm sein Wesen ringt. Entsetzen reißt ihm die Augen auf, um eine große Erkenntnis aufzunehmen. Jetzt darf er gleich einem Richter fragen: „Wer hat das Feuer angelegt?“ Aber Haß sticht unter zischendem „Ich!“ seinen Richterhochmut nieder. Er reißt hilflos die Arme nach dem Fensterkreuz, als könne aus dem toten Holz der barmherzigste Retter niedersteigen, um einen Vater zu retten, den der Sohn in höchster Not verließ. Ohnmächtig sinkt er dem Sohne an die Füße. Mit Hand und Blick noch krallt er sich an den Erbarmungslosen. Diese Augen, die ihn um eine größere Erbarmung ansehen, als nur sein Leben zu retten, erschüttern den Sohn. Er greift plötzlich in wahnsinniger Angst den Vater und will ihn hinausheben. Aber der Vater scheint unaufhebbar und stets schwerer zu werden, als sei der Bewußtlose die Verkörperung einer sekundenschnell ins Ungeheure wachsenden Schuld, die ihm aufgäbe: „Trage mich ab!“

Die Last, die nicht mehr Vater heißt, — dessen Leben stoh ins Leidenschaftslose — wehrt ihm den Sprung auf den Weg in ein neues Leben. Denn er muß leben! Last abtragen, die ihn verschüttete! Sich freilegen! Er reißt das Tote, das ihm da verkrallt noch anhängt, mit großer Gewalt von sich ab, es stößt ihn aus den Flammen in die Flucht hinaus. —

Mazeppa läuft sich außer Atem, straßauf, über den Platz, dessen Ruhe Glocken durchgellen. Heißtrabende Pferdehufe zwingen dem kalten Stein Feuergarben ab. Mazeppa springt, selber irre wie ein Spuk, den nächtlichen Schrecken an: Wo brennt's? —

Auf das Zeugnis Mazarzepas hin suchte man nach den Gerippen des Goldschmieds und seines Sohnes. Aber man fand unter den Trümmern nur eine verkohlte Leiche. Da man nicht wußte, ob Vater oder Sohn es sei, dessen Überreste man gleichzeitig mit der unglücklichen Goldschmiedsfrau der Erde überantwortete, schrieb man keinen Namen auf das Kreuz, das Christenhände um der großen Barmherzigkeit und Liebe willen auf das Grab des Verbrannten setzten. Bald danach kam die Kunde, daß die Eltern der verstorbenen Frau um etwa die gleiche Zeit wie ihre Tochter von den Gütern dieser Welt geschieden. Die Rede des Volkes, das stets das ohnehin Seltsame ins Wunderbare zu steigern liebt, verließ sich in die Gewißheit, sie seien sogar am gleichen Tage, ja zur ganz gleichen Stunde gestorben. Nun könne der Goldschmied ja erben, erbitterten sich manche, die um seine Erbgier wußten. Bekommen sprachen viele von einer gottgewollten Ausrottung der Familie, herausbeschworen durch des Goldschmieds lasterhaftes Leben.

An Bargeld wurde nichts im Haus gefunden; auch Wertstücke waren nicht vorhanden. Der Juwelier hat alles verbubelt, sagte man.

Fluch umwitterte das kalte Haus. Es fand sich nicht bald einer, der das schuld- und schuldenbeladene Erbe antreten wollte. Das Erbgericht mußte weit in die Verwandtschaft des Goldschmieds hineinsuchen, bis einer sich zu solch freventlichem Mute vermaß.

Der gute Gast hatte seinen Bericht beendet. Während er im Erzählen alle angesehen, bald diesen, bald jenen, wo ihn grade stärkster Widerhall verband; während er bisher auch sein inneres Erleben durch Geste und Mienspiel sichtbar nach außen lehrte; stand er jetzt wie erstoren auf und sah an allen vorbei ins Ungewisse, schritt eher wie ein steinerner Gast zur Tür und nahm die Laterne vom Haken. Die Schusterfrau erwachte zuerst aus der Starre, in welche die Erzählung alle vertan hatte, und fragte stoßend:

„Bist du der Sohn?“

Des Gastes Achseln zuckten wie das Flämmchen in der Laterne, mit der er jetzt über die Schwelle der offenen Tür in die Nacht leuchtete. Noch einmal sah er sie alle mit ganz großen Augen an, die ihnen Zunge und Rieder lähmte, und schloß hinter sich die Tür. Sie saßen lange stumm und blinzelten einander wie verzauberte Vögel an. Als die bemalte Uhr an der Wand die zehnte Stunde

plärzte, sprach der Schuster Tamm zu den langsam Erwachenden: „Nun ist er fort!“ Und alle wiederholten es. Der Schuster tabelte die Frau: „Warum hast du ihn das gefragt? Wir tragen alle gleiche Schuld.“

Der Buchbergersohn war bald der Wächter von allen, denn er fragte: „Warum ließen wir ihn gehen? Kommt, wir wollen ihn suchen.“

Der Schuster schraubte sich aus seiner Verfunkenheit neben dem Schemel hoch, holte das Windlicht vom Balken der niedrigen Decke und wies den künftigen Tochtermann an: „Wir gehen erst zu deinem Vater noch; die Nachbarn werden alle helfen, daß wir ihn auf allen fünf Wegen suchen können.“

Schon erdrückte ihre Stimmen die Nacht, die schwer in die Stube hereinschlug. Die Schusterfrau stur eine Weile mit Hedwig auf der Schwelle, denn es war eine kalte Frühlingsnacht. Über den Himmel stob die gesunkene Sonnensackel einen Schwarm von Funken ihrem neuen Aufgange zu. Die Stimmen zergingen in der Weite, Kienfackeln ließen die fünf Pfade hin, ein Ruf taumelte hier und da durch die Wald- und Felsentäler.

Gegen elf kamen die Männer ohne den Gast zurück. Es wurde beschlossen, daß die Bergfestesten morgen in aller Frühe aufbrechen sollten, um ihn vor allem in der Richtung der Blauhölle zu suchen, da er doch wahrscheinlich seiner Hütte würde zugewandert sein. Als aber die Sonne über den Osthang hinweg die Felsenzinnen der Blauhölle krönte, weckte ihrer viele ein Ruf voll feierlicher Freude, von eines Widerhalles langer Schleppe in das All verführt. Ein Name schien es, was hie Hohe Felschlucht wiedergab, die Silben flogen wie magnetisch zu einander, der Ruf stand in blauer Luft hoch über dem Tal:

„Antäus!“

Die Leute in dem hohen Taldorfe traten vor die Türen ihrer Hütten in den kalten Morgenwind, die Männer knöpften zuweilen noch die Träger an die Lederhosen, die Frauen steckten sich vor Kälte zitternd das Haar hoch. Von Hütte zu Hütte lief der frohe Ruf: „'s ist er! Antäus heißt er also!“ Die noch am letzten draußen blieben, zeigten einander einen winzigen Punkt, der in den toten Felsen stand.

Die Buchbergermänner, die oft schon die Fremden in das Felsgebirge geführt hatten, stiegen sogleich hinauf. Als es schon dämmerte, kehrten sie unverrichteter Sache heim: sie hatten alles abgesehen, aber keine Spur des Gastes mehr gefunden. Die Hütte war ver-

lassen. Auch in den Schrossen regte es sich nicht. Der Gesuchte müsse aus und davon sein, niemand könne wissen, wohin, meinten sie. Mit diesem schlechten Troste schloß das Volk des Tales die Türen der vergrämten Hütten hinter diesem Tag des Ungemachs.

Nur wollen ihrer viele gesehen haben, wie im letzten Lichte eine ganz absonderliche Alte langsam von Haus zu Haus bis an die Hütte des Schusters hinanstieg. Furchtsam schweigend sahen sie ihr in das Gesicht, das sich fortwährend zu verwandeln schien, doch so, daß immer eine Ähnlichkeit mit dem Gast dario spielte. Dem einen sei sie wie seine Mutter, dem anderen wie eine Schwester, wieder einem gar wie seine Tochter erschienen. Die sich aber ganz klarer Augen rühmten und einer besonderen Verständigkeit, die stellten unumstößlich fest: es sei die Alte gewesen, die droben dem Herrn die Hütte bewirtschaftet und die Ziegen versorgt habe, und sonst niemand. Und diese Ansicht fand auch Bestätigung durch den Umstand, daß das Weib dem Hintner von der Post, der gerade von den Fuchsbauden herunterkam, hoch oben begegnet sei und richtig wie ein Mensch mit ihm gesprochen habe. Sie habe ihm auch den Schlüssel der Blauhöllenhütte mit der Weisung übergeben, ihn dem jungen Buchberger oder seinem Mädcl auszuhändigen. Als der Hintner sie fragte, wo sie denn so spät und so hoch noch hinauswolle, hat sie

ihm geantwortet: sie müsse heut noch sehr weit in die Welt hinein. Getreu der empfangenen Weisung hat der Hintner den Schlüssel am Morgen dem Buchbergerjungen schelmisch wie einen Zauberschlüssel auf den Frühstückstisch gelegt — und dabei eine um vieles Seltsame bereicherte Geschichte ihm vorgelesen.

Der Buchbergerjunge war aber trotz seines verlobten Zustandes nüchtern genug zu begreifen, von wem der Schlüssel kam und welche Bewandnis es damit habe, und alles das war seltsam trotz genug. Mit dem Schlüssel erschloß er, als der Frühling bis in die Gipfel blühte, sich und seinem jungen Weibe das hohe Haus der Gemeinschaft. Aber es dauerte dennoch lange, bis die Leute im Tale Trost fanden in dem kleinen Glück, zu welchem die Güte des Herrengastes zwei ihrer jungen Menschen verhalf.

Auf Heimkehrstiefeln schritt Antäus den Heimgang aller Tage nach. Wo er den Geist einträchtiger Liebe walten sah, verweilte er. Das war nur in den Hütten der Armen, und ihnen gab er unermülich die Geschichte seiner Pein. Er wird wohl heimgefunden haben. Vielleicht an einem Abend, da er zum ersten Male einer Gemeinschaft von Menschen zählte, die, ihn sogleich erkennend, ihn dennoch mit Augen voll mitleidiger Liebe ansahen und um ein Bleiben baten. Vielleicht auch erst, als er die Alte wiedersand.

Spätjahr

Wolken starker Düste wehen
Über die Getreidemeere,
Wolken ferner Lieder gehen
Mit dem hohen Vogelheere.
Mit Erquickung überschütten
Wetterwolken dürre Hütten.

Herz, auch du im Überschwang
Edeln Sommerausches spende
Deinen tatgewordnen Dank
In verwalste Bruderhände.
Mit dem alten Herrgott streue
Saaten für das lichte Neue!

Max Wittrich

Die Mutter des Künstlers

Von Estelle Fischer
Mit sechs Abbildungen

Der Einfluß, den jede Mutter auf ihr Kind ausübt, ist in den ersten Jahren besonders stark. Er wirkt in der Kindheit charakterbildend und schleifend. Erst in reiferen Jahren tritt die Mutter dem Kind als Persönlichkeit entgegen, und der Einfluß der Mutter wird in die Bahnen der Freundschaft geleitet. Der erwachsene Sohn sieht die Eltern mit scharfen, kritischen Augen an, und sein Urteil ist strenger als das eines Fremden. Hierin wurzelt der ewige Kampf der Generationen; denn das Entwachsen des Kindes bringt oft Fremdheit zwischen noch so eng verbundene Eltern und Kinder. Aber dies braucht nicht unbedingt eine Entfremdung zu bringen. Glückliche Eltern wie Kinder, die es verstehen, als reife Menschen in inniger Liebe und gutigem Verständnis miteinander zu leben. Sie bleiben beieinander, und seien sie auch räumlich getrennt. Eine derartige reife Harmonie schafft nicht nur seelisch ausgeglichene, sondern auch glückliche Menschen. Besonders ist es die Mutter, die die ersten Schritte der jungen Seele leitet, die Gemüt und Phantasie anregt und im Lauf der Jahre dem Heim den geistigen Stempel aufdrückt. Geistig hochstehende Persönlichkeiten haben an einer verständnisvollen Mutter eine seelische Bereicherung, welche ihr Schaffen anregt.

So könnte man bei sehr vielen Dichtern, Musikern und Gelehrten Aussprüche sammeln, die den Einfluß der Mutter auf den Sohn nachweisen. Jeder schaffende Geist hat auf seine Art der Mutterliebe seinen Dank abgestattet. Eine zeitlich geordnete Auswahl von Malern sei hier dargestellt. Der Maler zeigt mit Griffel oder Pinsel das Gesicht der Mutter, er zeigt aber nicht bloß den äußeren Umriß, sondern ihre Persönlichkeit, seine Einstellung ihr gegenüber und sein künstlerisches Können im Rahmen der jeweiligen Zeitauffassung.

Als erster ist Albrecht Dürer zu nennen, der große deutsche Künstler aus Nürnberg, der uns um die Wende des Jahres 1500 die lebenswahre, naturliebende Renaissance nahegebracht hat. Er hat uns in einer Kohlezeichnung das Abbild seiner 63 Jahre alten Mutter hinterlassen, das Porträt einer alten Frau von erschütternder Realität und Wirkung. Nach des Vaters Tode nahm der treusorgende Sohn die Mutter zu sich. Das Bild ist von 1514 datiert. Es gibt nicht nur die Züge der alten, kranken Frau wieder, sondern zeigt

auch das Leid des Lebens, welches tiefe Runen in das Greisengesicht eingezeichnet hat. Dürers Hand wird hier nicht bloß von der scharfen Beobachtung des klarsehenden Zeichners geführt. Er ist vielmehr innerlich so mit der Mutter verwachsen, daß die bildliche Wiedergabe der geliebten Züge durchdrungen ist von der Erschütterung und Liebe des Sohnes, der in seiner Sorge um das Wohl der Kranken die Altersschärfen fast übersteigert. Dürers Kunst bewegt sich vorherrschend auf zeichnerischem Gebiet. Ob Gemälde oder Tafelbild, ob Holzschnitt oder Zeichnung, er bleibt stets der Meister der Linie, die ihm mehr ist als die Farbe. Somit braucht er hier auch den Stift, um das Bild der Mutter so festzuhalten, wie es ihm sein künstlerisches Können diktiert.

Als nächster tritt Rembrandt in die Reihe. Er hat seine Mutter öfters radiert und gemalt. Wir haben Abbildungen aus den Jahren 1628, 33 und 40; aber wohl die schönste ist die Radierung in Amsterdam, benannt „Rembrandts Mutter mit schwarzem Schleier“. Es wird von 1631 datiert, da die Trauer um den Gatten den schwarzen Schleier verständiglich macht. Vor uns sitzt eine hoheitsvolle Frau in wohlhabender Tracht. Man sieht es ihren feingeschnittenen Zügen an, daß sie eine energische, geistig regsame Frau war. Der Mund ist streng verschlossen und deutet auf ein zurückhaltendes Wesen. Die klinge Stirn ist vorgewölbt und wirkt gedankenschwer. Die Augen blicken aber gütig und weich und zeigen die weiblich-liebevollen Seite ihres Wesens. Wichtig sind auch die Hände, die sie im Schoß so ruhig liegen hat. Es ist eine besonders große Kunst Rembrandts, in den Händen seiner Modelle das charakterlich Wertvolle oder geistig Richtige zu zeigen. Entscheidend sind auch hier die feingeformten, durchhärdeten Mutterhände, die endlich ausruhen nach arbeitsvollem Leben für Mann und Kinder. Es ist bekannt, daß Rembrandt viel Familienfönn hatte. Er hing sehr an seiner Mutter. Sie las ihm oft die Bibel vor, während er sie zeichnete, und der tiefreligiöse Sinn, der Instinkt für das Reine der menschlichen Seele, dem Rembrandt in all seinen Bildern so stark Ausdruck verleiht, ist zum größten Teil dem innigen Zusammenleben von Mutter und Sohn zuzuschreiben. Wenn auch Rembrandt zur Radiernadel griff,



Albrecht Dürer

um das Bild der Mutter festzuhalten, so ist es deswegen nicht wie Dürers Zeichnung streng und exakt. Der krasse Gegensatz tritt bei beiden Schwarz-Weiß-Arbeiten stark hervor: Rembrandts Bilder wie Zeichnungen oder Radierungen sind rein malerisch gesehen. Lediglich das Notwendige wird betont, und das wundervolle Spiel von Licht und Schatten modelliert wahrer und weicher im Hell-Dunkel als die genau umrissene Linie des scharfschneidenden Zeichners. Er verbindet mit den Zügen seiner Mutter alle heiligen und reinen Empfindungen. Er hat in anderen Bildern ihren Kopf als Prophetin verwendet, und selbst in diesem schlichten Bild liegt ein Hauch symbolischer Verkärtheit über der Mutter.

Das dritte Mutterbild sei das schöne Porträt von Anselm Feuerbach, welches er 1877 gemalt hat. Es hängt jetzt in Berlin. Die vornehme alte Dame wird sitzend wiedergegeben, eine Halbfigur in dunkler Kleidung. Die schönen, weißen Haare liegen voll im Scheitel und werden teilweise von einer fraulichen Spitzenhaube kleidsam bedeckt. Sie blickt sanft, ein wenig müde. Die Züge sind weich und der Ausdruck reinster Herzensgüte. Die anspruchslöse Natürlichkeit der Auffassung wirkt wohltuend und gibt einen harmonischen Gesamteindruck. Obwohl Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich, nicht die leibliche Mutter Anselm Feuerbachs war, hat es doch selten ein innigeres Verhältnis gegeben zwischen Mutter und Sohn. Er war drei



Rembrandt

Jahre alt, als ihm ein Vater die neue Mutter schenkte, und von dieser Stunde an hat es keinen Gedanken in seinem Herzen gegeben, welcher der Mutter unbekannt geblieben wäre. Die wunderbaren Briefe des Sohnes an die Eltern, das „Vermächtnis“, herausgegeben von der trauernden Mutter, sind Beweise für das liebevolle Zusammenklingen beider Seelen. Freundesbriefe berichten von ihm, und überall ist das Urteil gleich. Es zog ihn stets wieder zur Mutter in allen Stürmen des Lebens, obwohl das Studium ihn in der Welt herumwarf. Sie hatte auch volles Verstehen für seine künstlerischen Ziele. Gemeinsam mit dem Gatten, der Archäologe war, hielt sie im Hause das geistige Leben auf großer Höhe. Die seelische Überempfindlichkeit, die beim Vater Feuerbachs im Laufe seines Lebens ernste Formen annahm, hatte sich auf den Sohn vererbt und der „mimosenhaft“ Feinfühligke hatte schwer gegen die Härten des Lebens zu kämpfen. Das Schicksal hat ihn oft hart angefaßt. Es drängen sich einem die Worte Rabindranath Tagores in den Sinn, die wie ein Spiegel seines Ringens sind:

„Ich suche, was ich nicht erreichen kann, und ich erreiche, was ich nicht suche.“ Feuerbachs Briefe sind voller Ungeduld, ein steter Kampf um Existenz und künstlerische Anerkennung einerseits und der sehnliche Wunsch nach seelischer Vollendung andererseits, eine Sehnsucht des Schönheitsdürstigen von Jugend an. Er ringt nach dem Ausdruck einer übersinnlichen ethischen Welt, in der er, in platonischen Ideen wurzelnd, mit ausgeglichener Geist Harmonie und Ruhe fände. Dieser stete Kampf mit dem Engel ist in seinen Bildern sichtbar. Die zunehmende Entsagung diktiert ihm aber folgende Worte an die Mutter: „Die Sorge scheint das Licht zu sein, um welches man so lange zu kreisen hat, bis man darin verbrennt.“ Doch die Mutter stützt und hält ihn, pflegt den Kranken an Seele und Körper und hilft ihm, wo sie kann. Über seinen Tod hinaus geht die Liebe und Verehrung der Mutter. Er malt das Porträt mit lockerem Pinsel in schlüssiger Malweise. Er ist ein Mann in reifen Jahren, wie er hier das letzte Bild der Mutter schafft, und ein Hauch von Melancholie liegt darüber. Anselm Feuerbach will das Abbild des Menschen, den er am tiefsten verehrte, würdig der Nachwelt erhalten und hat es in einer glücklichen Stunde geschaffen. Als Kind seiner Zeitauffassung, als Schwärmer der Antike einerseits, als liebender Sohn und reiner Mensch andererseits faßt er das Bild der Mutter nicht ausschließlich optisch auf, sondern er verklärt und vergeistigt noch die geliebten Züge.

Dem gleichen Zeitgeist der Kunst gehört Karl Stauffer-Bern an. Er war ein hochbegabter Mensch und Künstler, von dem uns Werke der verschiedensten Art erhalten sind. So war er erst Maler, dann Radierer und zuletzt Bildhauer. Selbst die Dichtkunst pflegte er. Der vorliegende durchgearbeitete

Frauenkopf stellt seine gütige, alte Mutter dar. In einem enggezogenen Rahmen bringt er sehr eindrucksvoll das mütterliche Antlitz, radiert es mit der geübten Hand eines erstklassigen Meisters von Nadel und Grabstichel und bringt sowohl den fraulichen als auch den klugen Ausdruck des Gesichtes heraus. Denn Luise Stauffer, geb. Schärer, war eine Persönlichkeit im besten Sinne, die es meisterhaft verstand, ihren Platz im Leben auszufüllen und die ihren Pflichtenkreis bei Mann und Kindern mit rührender Liebe und Verständnis ausgeübt hat. Durch die Jahre in England, wo sie sich als Erzieherin einen weiteren Horizont angeeignet hatte, als es sonst bei einer einfachen schweizerischen Pfarrfrau üblich ist, hatte sie einen guten Einfluß auf die Erzie-



Anselm Feuerbach

hung und Ausbildung der Kinder, insbesondere auf den Sohn Karl, dessen hemmungsloses Temperament und dessen Freiheitsdrang ihr unüberbrückbare Schwierigkeiten machten. Schulweisheit und Lernzwang waren ihm nicht beizubringen. Den ersten Zeichenunterricht gab ihm die Mutter, die seine Phantasie mit den dichterischen Gestalten eines Jeremias Gotthelf wachrief. Der Vater war Hilfsprediger und von Natur aus heiterer Gesinnung. Er wurde nur im Laufe seines Lebens gemütskrank, eine Tatsache, die ihn eine Zeit lang in eine Heilanstalt einschloß. Er konnte sie aber wieder verlassen und amtierte noch 15 Jahre, bis das alte Leiden wieder zum Durchbruch kam, und er sich davon diesmal nicht erholte. So ist es verständlich, daß sich im langen Lauf des Lebens die Beziehungen zwischen Mutter und Sohn enger knüpften, zumal Stauffer das labile Temperament von seinem Vater geerbt hatte und sein Gemüt von Anfang an Schwankungen ausgesetzt war,

die der Fürsorge der Mutter bedurften. Karl Stauffer-Bern hat eine ähnlich ringende Psyche wie Anselm Feuerbach, indem beide, nach dem Höchsten strebend, das Letzte trotz aller Sehnsucht nicht erreichen. Beide tragen den Schönheitsgimm der Antike im Blut und beide wurden vom Schicksal hart umgeworfen. Bei Stauffer handelt es sich aber um einen ungeschliffenen, natürlich-derben Menschen ohne Schulbildung oder feinere Kultur, der, aus einem schlichten Pfarrhause stammend, nur den Gottesglauben zu seiner poetischen Vorstellungsweise im Denken und Schaffen mit bekommen hat. Er hat als „self made man“ jeden Erfolg sich selbst zu verdanken. Die rein schweizerischen Grundzüge seines Wesens sind Realist, gepaart mit Phantasie. Erst seine zunehmende Schizophrenie bringt ihn zu den wahnsinnigen Projekten. Feuerbach dagegen war ein Professorenkind, Akademiesthüler und hatte trotz der Hilfe auf seinem Weg lebenslang Kampf um künstle-



Karl Stauffer-Bern

riſche Anerkennung. Wenn Stauffer Schiffbruch erlitt, iſt es lediglich ſeinem ungeſtümten, ja krankhaften Naturell zuzuſchreiben; ein Berkannter, Unverſtandener wie Feuerbach iſt er nie geweſen, denn ſein Werdegang iſt trotz allem Kampf ums Daſein ein ſteter Aufſstieg. Und dennoch läßt ſich von beiden Künſtlernaturen das Hölderliſche Wort ſagen: „Uns iſt gegeben, an keiner Stelle zu ruhn!“ Stauffer's Malerei iſt nur die erſte Stufe der Entwicklung zu einer künſtleriſchen Vollendung. Er bringt die deutſche Graphik nach langem Verfall zu neuer Blüte, denn die Radierungen Karl Stauffer-Berns ſind in ihrer meiſterhaften Technik Werken eines Albrecht Dürer an die Seite zu ſtellen. Der Zeichner in ihm war am ſtärkſten, und den Umriß, die Linie und die feine Modellierung des Körpers im Licht und Schattenſpiel auf

die Kupferplatte zu bringen, waren ihm der intuitive Ausdruck ſeines künſtleriſchen Willens. Dies Bild ſeiner Mutter aus dem Jahre 1887 gehört zu ſeinen beſten Arbeiten. Er hat ſich auch beſonders darum bemüht, denn er ſchreibt: „Meine Mutter ſoll ein ſeines, kleines Stichlein werden, — ich wende acht Tage daran!“ Die Ehrlichkeit ſeiner Auffaſſung wird gemildert durch das Eingehen auf den Menſchen, auf die Mutter. Er ſagt von ihr: „Eine Mutter iſt doch das Beſte, was es auf der Welt gibt.“ Die alte unglückliche Frau hilft dem Sohn auch im Schiffbruch ſeines Lebens. Sie iſt es, die in allberzei- hender Weiſe die Leidensgeſchichte des Sohnes erzählt, deſſen psychopathologiſche Belaftung, verbunden mit dem unheilvollen Einfluß einer wankelmütigen Frau, den Künſtler und Menſchen umbringen. Sie

hält die Hand tröstend und trauernd über dem Lebenden wie über dem Toten.

Das Mutterbild Adolf v. Menzels gehört zu den feiſten und ſtilvollſten Zeichnungen des deutſchen Künſtleriſches. Der junge Meiſter zeichnet 1842 ſeine Mutter, er zeichnet ſie mit dem Bleiſtift, denn ſo weiß er am beſten das Charakteriſche des Modells feſtzuhalten. Die Geſtalt der Mutter iſt ganz natürlich in Haltung und Bewegung, ohne jede Poſe. Menzels ſo ſtark ausgeprägter Sinn für Realität, oft mit Hintenanſetzung perſönlicher Werte ſeiner Modelle, wird hier gemildert und vertieft durch kindliche Liebe und Dankbarkeit. Er bringt deſwegen nicht allein jede Nuance der Stoffalten heraus, ſondern auch jede Regung des fraulichen Gemüts. Dieſe mildblickenden Augen zeigen eine gütige Frau, die es verſtanden hat,

ihre Kinder nicht allein zu lebenslangen Menschen zu machen, sondern mit Einsetzung ihrer warmherzigen Persönlichkeit deutsche Gemütlichkeit und häuslichen Frieden um sie zu breiten. Die tiefe Religiosität, die wir in Menzels Briefen finden und der er in großartiger Weise in seinem „Vater unser“ Ausdruck verleiht, ist ohne Zweifel ihrem Einfluß zuzuschreiben. Dies „sich zu Hause fühlen“ war für Menzel, dessen kleiner Körper mit seinem stets anwachsenden Genie nicht Schritt hielt, ein lebenswichtiges Moment. So kam es schließlich, daß er sich von einer mitleidig lächelnden Umwelt in den engsten Familienkreis flüchtete und sich nur dort unbeobachtet und frei fühlte. Mit seinen großen Arbeiten will er, bei aller Begeisterung für den Stoff, in erster Linie der Welt dies Belächeln seiner zu kleinen Gestalt ersäßen, und stets hat auch scheue Achtung vor seinem großen Können der oberflächlichen Beurteilung des kleinen Menschen Platz gemacht.

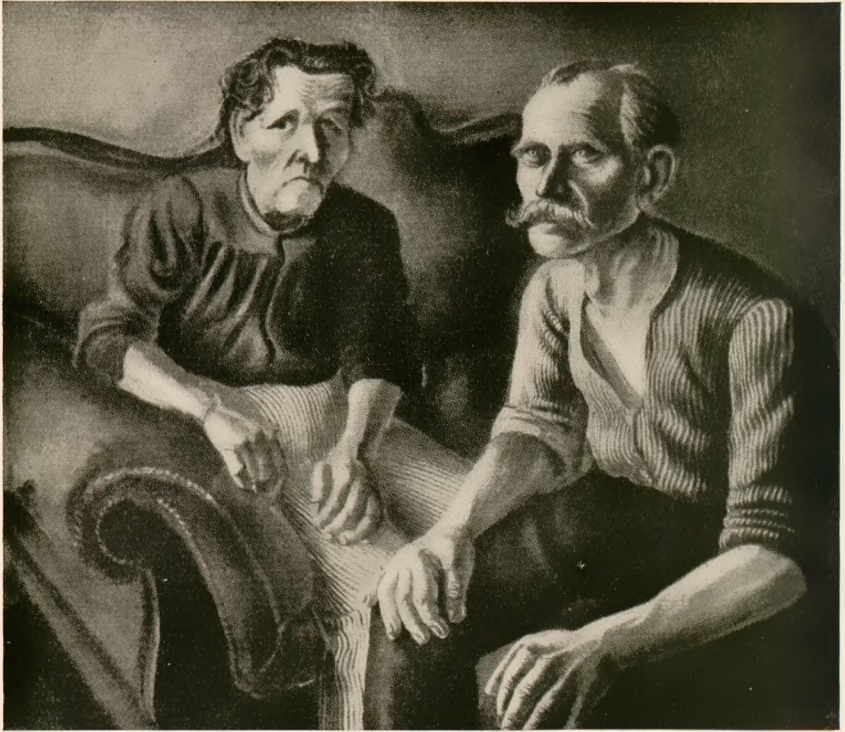
Seiner rein männlichen Kunst ward das zarte Fluidum nicht gegeben, denn das Fehlen erotischen Erlebens hat zweifellos auf seine künstlerische Ausdrucksmöglichkeit ändernd gewirkt. Lediglich die Mutter und die Schwester spielen eine Rolle in seinem jungen Leben und nur ein ganz enger Freundeskreis, der ihn umgibt. Seine Geburtsstadt Breslau vertauschten die Eltern seinetwegen mit Berlin. Der Vater, ein kunstliebender Lehrer an einer Mädchenschule, hatte bald das Talent des Sohnes erkannt und wollte ihm in der Hauptstadt die Möglichkeit verschaffen, sich in einer von ihm gegründeten lithographischen Anstalt einestheils weiterzubilden, andernteils sich eine bürgerliche Sicherheit zu



Adolf von Menzel

Mit Genehmigung der F. Bruckmann A.-G. in München

gründen. So hat Menzel zum Lehrer nur den Vater gehabt, und das Talent hat ihm nach dessen frühem Tode den Weg allein weiter gewiesen. So sah er sich mit 16 Jahren plötzlich verantwortlich für Mutter und Schwester, und liebevoll hat er für beide gesorgt. Er hat sein ganzes Leben im Familienkreis verbracht. Sein weiches Herz wird uns in seinen Briefen gezeigt. So hat er in seinen Porträts — wenn man bei Menzel überhaupt von Porträt sprechen kann — nur die Gesichter der Nächsten festgehalten. Ihn interessierte sonst nicht der innere Mensch, sondern der Gegenstand als solcher, die momentane Situation, die gegenwärtige Handlung. Sein schon früh erwachtes Interesse für geschichtliche Begebenheiten hat die



Otto Dix

Mit Genehmigung der Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin

reichste Erfüllung seines arbeitsamen Lebens in seinen vielen Bildern aus dem Leben Friedrichs des Großen gefunden. In die Zeit seines ersten harten Kampfes ums Dasein fiel 1842 der Auftrag des Verlegers Weber, ein Werk über das „Leben Friedrich des Großen“ zu illustrieren. Und er ging mit Feuereifer daran, schreibt begeistert: „Friedrich über alles! Mich hat nicht bald ein Stoff so ergriffen.“ Er macht Zeichnungen, Holzschnitte nach alten Uniformstücken, nach Potsdamer Eindrückden, nach historischen Taten und läßt so den König entstehen, „ . . . den die Fürsten haßten und den die Völker verehrten; dies war das Ergebnis dessen, was er war, mit einem Wort: Der alte Fritz, der im Volke lebt.“ Menzel wird fortgetragen von seiner großen Aufgabe und schreibt weiter: „Der Stoff ist so reich, so interessant, so großartig, ja wenn man ihn genau kennen lernt, so malerisch, daß ich bloß einmal so glücklich werden möchte, aus dieser Zeit einen Zyklus großer historischer Bilder malen zu können.“ Das ist der Traum des jungen Menschen, der sein Lebensglück nur

in der Erfüllung seines Genies sieht. Er liebt der Mutter die Briefe vor, teilt mit ihr alle Freude, die da kommt. Nachdem 1846 die Mutter nach langem Kränkeln gestorben ist, findet er Befriedigung ausschließlich in seiner Kunstverfüllung. Sein Gemüt wird von seiner körperlichen Kleinheit immer schwerer bedrückt, so daß es ihn der Außenwelt gegenüber unfrei macht. Frühreif durch das Leben, belächelt von den Menschen, wird er einsam im Laufe des Lebens, und im Ausklang ein reizbarer Misanthrop. Um sich und andere sein unglückliches Außeres vergessen zu lassen, arbeitet er sein Leben lang mit eisernem Pflichtbewußtsein. Im Gegensatz zu den Klassizisten steht Menzel ganz ohne jedes Programm da. Dort der aristokratische Geist, der stets mehr will, als er kann, Menzel dagegen ist der demokratisch Einfache, der das Nächstliegende schafft und dabei mehr erreicht als jene. Dort wird das Werk aus der Idee geboren, hier zwingt der einfache, optische Reiz einer Sache dem Künstler den Stift in die Hand. Menzels Kunst steht einzig da in ihrer Heldenhaftigkeit, ein Schatz des

deutschen Volkes. Um so rührender wirkt dies Mutterbild, das nicht dem Reiz einer Situation entstammt, keine Probleme enthält, sondern lediglich den inneren Menschen anklingen läßt, der sie ihm war: die Mutter des Künstlers.

Ein Schlussstein sollte gleichzeitig Krönung sein. Wenn wir aber hier als letztes Mutterporträt das Elternbild von Otto Dix nehmen, so wird dieser Aufsatz über die Mutterliebe damit leider nicht gekrönt. Schuld daran tragen der heutige gemütsarme Zeitgeist und die politisch zersekenden Strömungen, die sowohl in einem Teil der Literatur als auch in gewissen Schichten der bildenden Kunst ihre giftigen Blasen werfen. Wenn auch die Ausdrucksmittel die gleichen geblieben sind, so ist die sich ewig um ethische Schönheit mühende reine Künstlerseele hier zum scharfen Kunstgeist und berechnenden Verstand geworden. Unter den verschiedenen künstlerischen Zeitströmungen und ihren Anhängern sei Dix hervorgehoben. Er zeigt als explosivstarkes Genie den Mangel an Gemüt deutlicher als ein anderer. Sein Elternbild ist nicht als pietätvolles Bild aufzufassen. Es sind nur zufällig seine Eltern. Was er zeigt, sind lediglich abgearbeitete, für dasitzende Proletarier. Diese Menschen haben kein Seelenleben. Aus ihren Augen spricht kein Gemüt, aber daran tragen sie keine Schuld, da sie das geistige Produkt des Malers, sein Spiegelbild sind. Er läßt ihre Hände nur von der schweren Arbeit um's Tägliche reden. Das Gefühl der naturnahen Liebe von Mutter und Kind ist ihm unbekannt. Geboren 1891 als Sohn eines Eisenarbeiters in Gera, ist Otto Dix von klein auf zum Klassenhaß erzogen. Sein Malgenie wurde teils in Dresden, teils in Düsseldorf geschult, aber der wahre Mensch trat durch die Kriegseindrücke heraus. Als Proletarier, dem der Klassenkampf ein Lebensbedürfnis ist, als verstiegener „Pazifist“, dem es eine perverse Freude bereitet, über die heiligsten Empfindungen deutscher Frontsoldaten und trauernder Frauen hinwegzugehen, schafft er stets neu mit kundiger Hand Bilder des Grauens. Seine Genialität ist

groß, seine Kraft erstaunlich, seine Szenen sind höchst eindrucksvoll. Aber die Kunst hat nicht die Aufgabe, tendenziös zersekend zu wirken, sondern sie soll das Reine im Menschen fördern und erstreuen. So sind auch Dix' Volksbilder lediglich eine krankhafte Freude am Abschäumen der Menschheit. Sie sind von der Justiz schon oft angegriffen worden und beweisen zur Genüge, daß diesem Künstler lediglich berechnender Haß und Zerstörungswut die Hand führen. Er ist mit George Grosz in einem Atem zu nennen, Menschen, von denen man sich nur schwer vorstellen kann, daß ihnen irgend etwas heilig ist. So schlägt er das lebenswichtige Schönheitsideal der deutschen Kunst tot und setzt an ihre Stelle den blinden Menschenhaß im Bild.

Um die Summe aus dem Vergangenen zu ziehen und um Stellung zu nehmen zur heutigen Zeitströmung, sei bedacht, daß der deutsche Mensch und Künstler als unumstrittenes Plus vor den Fremden sein Gemüt hat. Es ist das Produkt seiner Seele und verleiht ihm die Kraft, sein Werk über das Grau des Alltags emporzuheben. Dies zu verleugnen und preiszugeben zugunsten zerstörender Elemente, wäre Mord an der deutschen Volksseele und Kunst. In unserem materiellen Zusammenbruch, ja „im Unglück nun erst recht“, müssen wir den ethischen Momenten besonders nahe rücken. Es ist auch menschlich ganz natürlich, daß der Arme sich in seiner hilflosen Bedürftigkeit an das Beste, Höchste und Nächstliegende klammert, und das ist der Gottesglaube und die Liebe im engsten Sinne gedacht zwischen Mutter und Kind. Hieraus allein, aus dieser Keimzelle alles werdenden, kann die Hoffnung auf eine bessere Zukunft entspringen. Der Künstler muß zu der Überzeugung zurückkehren, daß ohne Liebe keine wahre Kunst entsteht, und die Worte Anselm Feuerbachs beherzigen:

„Ich will mir keinen unsterblichen Ruhm verschaffen, ich will bloß meine Seele auf die Leinwand bringen lernen — mehr will ich nicht.“



Ein zudringlicher Bursche

Er war der neugierigste Löwe, den Johnson je angetroffen hat, und verfolgte jede Bewegung, die er machte, auf das genaueste.
Aus: Martin Johnson „Das Löwenbuch“ (Leipzig, F. A. Brockhaus)

Abenteuer mit Löwen

Man hat sich oft und lange darüber gestritten, ob der Löwe oder andere wilde Tiere, wie Tiger, Grizzlybär, Büffel und Elefant, gefährlicher seien. Die Umstände, unter denen der Jäger auf diese Tiere trifft, sind so verschieden, daß man wohl kaum eine bestimmte Rangliste aufstellen kann. Mit Sicherheit läßt sich jedoch behaupten, daß für den Jäger nichts auf der Welt bedrohlicher sein kann als ein ausgewachsener männlicher Löwe, der gereizt und unwundet mit aller Wut zum Angriff ansetzt. Er mag sich hüten, wenn der Löwe den Schwanz steif macht, brüllt und im Galopp auf ihn zuraßt. Die Geschwindigkeit, Kühnheit, Kraft und teuflische Gransamkeit des Löwen in solch einem Augenblick sind sprich-

wörtlich. Sachverständige sprechen deshalb den Löwen als das gefährlichste Wild an, mit dem der Jäger zu tun haben kann, und der Löwe allein macht die Furcht verständlich, die die Menschen immer vor Afrika gehabt haben. Kein anderer Umstand hat so viel zu dem Schrecken und dem Geheimnis des dunklen Erdteils beigetragen wie dieser. Ein Beispiel mag die Gefährlichkeit des Löwen zeigen, wenn er sich zum Kampf entschließt.

Eines Tages befand sich George Grey, der Bruder von Sir Edward Grey, in Gesellschaft des großen Löwenjägers Sir Alfred Pease in der Kapitisteppe auf Löwenjagd. Pease hatte den Grundsatz, bei der Löwenjagd zu Pferde niemals näher als auf 180 Meter an

das Wild heranzukommen. Grey vergaß jedoch in seinem Jagdeifer den Rat des Freundes und galoppierte bis auf 80 Meter Entfernung an einen fliehenden Löwen heran; plötzlich wurde er angegriffen und getötet.

Die Jagdgesellschaft bestand an diesem verhängnisvollen Tag aus nicht weniger als sieben schwerbewaffneten Weißen und einer großen Schar von eingeborenen Treibern. Das Gelände war leicht gewellt, mit Grasstreifen und Buschgruppen von der Art besetzt, die die Löwen als Deckung bevorzugen. Am frühen Morgen waren zwölf Löwen beinahe gleichzeitig aufgeschreckt worden, offenbar eine Gesellschaft, die nach nächtlicher Jagd ihren Verdauungsschlaf gehalten hatte. Nachdem einer verwundet worden war, zerstreuten sich die Löwen und verbargen sich an verschiedenen geeigneten Stellen in der Nähe.

Plötzlich überrte Grey zwei Löwen auf und verfolgte sie im Galopp. Der ihm zunächst befindliche hatte nur etwa 80 Meter Vorsprung vor ihm. Pease tat sein möglichstes, um einzuschreiten; er war jedoch zu weit entfernt, und alles ging viel zu schnell, als daß er hätte helfen können.

Nachdem die Verfolgung einige Minuten gedauert hatte, konnte der hintere Löwe gesehen haben, daß Grey allein war. Ich wenigstens traue dem Löwen zu, daß er verstandesmäßig seinen taktischen Vorteil erkannte. Nach Löwenart machte er ohne jede Vorbereitung blitzartig kehrt und griff an. Grey parierte sofort sein Pony und sprang mit dem Gewehr in der Hand ab. Als der Löwe noch 23 Meter entfernt war, kam Grey zum erstenmal zum Schuß. Auf 4½ Meter Entfernung schloß er nochmals. Keiner von beiden Schüssen schien irgendwelche Wirkung gehabt zu haben. Im nächsten Augenblick war der Löwe mit wildem Gebrüll über ihm und zerfleischte ihn mit Zähnen und Krallen auf das fürchterlichste.

Zwei Kameraden, die das entsetzliche Bild sahen, spornten ihre Pferde und waren in einer Minute zur Stelle. Ein anderer, der abgesehen war, erreichte die Unglücksstelle in vollem Lauf fast zu gleicher Zeit. Um das Maß vollzumachen, ließ jetzt auch der zweite Löwe, der auf 80 Meter herangekommen war, Angriffsabsichten erkennen. Er schlug mit dem Schweif und senkte den Kopf.

Zwei Schüsse aus 8 Meter Entfernung aus großkalibrigen, modernen Gewehren reizten den ersten Löwen nur zu wilderen Angriffen auf sein Opfer an. Natürlich

hatten die Schüsse keine lebenswichtigen Teile des Tieres verletzt. Immerhin bewies die Fähigkeit, diese ungeheure Erschütterung auszuhalten, seine furchtbare Widerstandskraft. Schließlich setzte Sir Alfred die Mündung seines Gewehrs auf den Kopf des Löwen und streckte ihn auf den blutenden Mann nieder.

Die Lage war bedrohlich, denn ein Gewehr war festgezwängt, und das Magazin eines anderen war leer. Glücklicherweise griff der zweite Löwe nicht an, sondern suchte Deckung. Grey quälte sich noch zwei Tage, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöste.

Das alles war auch Martin Johnson nicht unbekannt, als er, von seiner Frau Osa begleitet, zum ersten Male nach Afrika zog, um Löwen zu filmen. Er tat es mit gutem Erfolg und lernte dabei den Löwen als „Gentleman“ kennen, und zwar in dem Sinne, daß Mut, Klugheit, Gesundheit und lobenswerte Zweckbestimmung — natürlich im Sinne seiner Art —, die den menschlichen Gentleman auszeichnen sollen, auch ihn auszeichnen.

Er ist auch heute, nachdem er von seiner letzten großen Expedition, die ihn nach Ostafrika, dem Paradies der Löwen führte, zurückgekehrt ist, noch der Meinung, daß der Löwe gefährlich ist. Er kämpft wie der Teufel: selbst ein verendetes Tier setzt manchmal seine Angriffe noch fort, nachdem Herz, Lungen und Hauptmuskeln durch starke Geschosse grausam zerrissen sind. Ein Löwe tötet, um sich zu ernähren. Er tötet junge Tiere und zermalmt dabei manchmal ihren Nacken mit einem einzigen Biß seiner mächtigen Kinnbacken. Täglich verschlingt er das Fleisch seiner Opfer — genau wie wir, lieber Leser. Wenn es sich nicht darum handelt, seinen Hunger zu stillen, tötet und kämpft der Löwe nicht und stört kein lebendes Wesen. Das ist mehr, als man von den meisten Menschen sagen kann.

Wenn man das neue „Löwenbuch“ von Martiu Johnson, das, mit 42 meist ganzseitigen herrlichen Photos geschmückt, im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist, liest, staunt man, mit welcher Seelenruhe Johnson und seine Frau den Löwen entgegenreten. Ihr echt amerikanischer Optimismus ist eigentlich nie enttäuscht worden. Die Löwen gewöhnten sich an die seltsamen zweibeinigen Tiere, die so unverschämt glockend um sie herumstanden und filmten. Nur ganz selten einmal mußte die Büchse sprechen, um das Leben der Johnsons vor der Wut Simbas zu retten.

Das Buch Johnsons, das in einem herz-erfrischenden Ton geschrieben ist, ist voll von Abenteuern mit Löwen, die manchmal so ungewöhnlich sind, daß man an Jägerlatein glauben könnte. Hören wir eins dieser Abenteuer:

Da der Nachmittag schon angebrochen war und wir noch nicht einmal begonnen hatten, das Tal zu erkunden, hielten wir es doch für das vernünftigste, zu den Löwen zurückzukehren, die wir tags zuvor gesilmt hatten.

Die vier großen Burschen mit den dicken Mähnen standen bei unserer Ankunft da, als ob wir uns mit ihnen verabredet hätten. Als wir näher kamen, warteten sie, bis wir uns fertiggemacht hatten, ohne auch nur einmal zu knurren, und singen dann an, genau auf die Weise einander zu umspielen, zu beißen und zu umspringen, die ich angeordnet haben würde, wenn sie Filmschauspieler und ich ihr Regisseur gewesen wäre.

Ab und zu legten sie sich nieder, um sich abzukühlen, wobei sie einander leckten, um zu zeigen, daß alles nur Spaß gewesen war. Der eine plagte sich furchtbar damit, Kletten aus seiner Mähne herauszuklauben. Er versuchte es mit den Zähnen, mit der Zunge, ja er rollte sich im Gras, bis er beinahe auf sich selbst wütend wurde. Schließlich kam ein anderer heran und setzte sich neben den ersten, der in seinen Anstrengungen fortfuhr.

„Ich würde dir gern helfen, wenn ich könnte, alter Junge“, mochte der Besucher mit schiefem Kopf und hängender Zunge sagen.

„Der Teufel hole die verdammten Kletten!“ knurrte sein Freund, schüttelte den Kopf und schnaufte. „Kannst du das große Ding gerade hinter dem Ohr sehen?“

Tatsächlich stand der andere auf, ging um den ersten herum, starrte in dessen Mähne und nickte.

Während dieser Vorgänge fiel mir ein, daß sich hier die Gelegenheit böte, eine längst beabsichtigte Szene einzufügen. Seit Jahren hatte ich ab und zu einige kurze kinematographische Aufnahmen gemacht, die zu einem komischen Afrikafilm zusammengesetzt werden sollen, den ich hoffe gelegentlich einmal herausbringen zu können. Ich kann daran jedoch nur stückweise arbeiten, wenn ich genau passende Gegenstände in der richtigen Umgebung vor mir habe.

Ein Abschnitt heißt ‚Golf in Afrika‘. Darin trifft der Ball des Spielers nach einem Treibschlag gerade einen schlafenden Löwen. Seit Monaten hatte ich zu diesem Zweck ein Duzend Golfbälle in der Tasche.

Gerade jetzt legte sich ein Löwe neben dem Paar, das sich über Kletten unterhielt, zum Schlafen auf die Seite nieder. Osa schlich sich also bis auf 6 Meter an ihn heran und warf einen Golfball nach ihm, während ich meine Aufnahmen machte. Das erstemal fehlte sie. Der Löwe hörte jedoch das Auftreffen des Balls und richtete sich schläfrig auf, um zu sehen was los sei. Er sah den Ball noch nicht einmal an, sondern blinzelte, als ob er geträumt habe, daß das Telephon geklingelt hätte oder so etwas Ähnliches, und nun herausfinden wolle, ob es Einbildung oder Wirklichkeit sei. Ehe Osa einen zweiten Ball ergreifen konnte, hatte er die Augen fest geschlossen und den Kopf wieder schwer auf den Boden sinken lassen.

Osa warf und fehlte wieder. Diesmal öffnete der Löwe nur die Augen, ohne sich die Mühe zu machen, den Kopf zu heben. Das war ein gutes Beispiel für die grenzenlose Unbesorgtheit, mit der der Löwe in den Gebieten schläft, in denen er unumschränkt als König herrscht.

„Du triffst ja nichts, laß mich mal versuchen“, sagte ich zu Osa.

Bei meinen Worten bewegte der Löwe ein wenig den Schwanz, ohne jedoch die Augen zu öffnen.

„Nein, diesmal treffe ich ihn bestimmt“, antwortete Osa und biß die Zähne zusammen.

Sie behielt recht. Ein scharfer, genau gezielter Schuß — während ich kurbelte — traf den alten Burschen mitten auf den ungeschützten Bauch.

Nun beweist es sicher alles andere als Ehrfurcht, wenn man irgendeiner Art von König während seines Mittagschlafs einen Golfball auf den Bauch wirft. Wir waren daher durchaus darauf vorbereitet, daß Seine Majestät unser Benehmen gewaltig übelnehmen würde. Das tat er denn auch zur Genüge, jedoch äußerte sich sein Mißfallen anders als erwartet. Blitzschnell sprang er auf die Füße, knurrte, beschnüffelte den Golfball und maß uns mit langem, üblem Blick. Dann zog er sich etwa 20 Meter weit zurück, bis er eine Felsplatte erreicht hatte, wo er kehrtmachte und sich in prachtvoller Haltung uns gegenüber niederlegte. Er hatte die Vorderbeine ausgestreckt und den schönen Kopf erhoben. Er sah genau aus wie die Löwen am Eingang zur Newyorker öffentlichen Bibliothek.

Jetzt sollte ich die größte Überraschung meines Lebens erfahren. Osa und ich waren so von unserem Spiel in Anspruch genommen,

daß wir uns nicht viel darum gekümmert hatten, was sonst um uns her vorging. Aus irgendeinem Grund wandte ich mich um. Man stelle sich meine Überraschung vor — um es milde auszudrücken, denn ich war mir immer bewußt, wessen ein Löwe fähig ist —, als ich mich nur auf 1½ Meter Abstand Auge in Auge einem alten Löwen mit dicker Mähne gegenüber sah!

Offensichtlich war er herangekommen, um zu erforschen, was wir eigentlich trieben. Die runden gelben Augen hatte er vor Neugier weit aufgerissen, und sein langer Schwanz mit der schwarzen Quaste hing friedlich herab, beim Löwen ein Zeichen freundwilliger Gesinnung. Mir stockte das Herz. Ich versuchte blüßschnell, klar zu denken. War er guter Laune? Das war die wichtige Frage.

„Gr—r—r—ur!“ rollte es tief unten in seiner Kehle.

Osa war noch ganz in ihr Spiel mit dem andern Löwen vertieft und hörte das Knurren nicht.

„Soll ich nochmal werfen?“ fragte Osa voller Übermut. „Er ist noch im Bereich der Kamera.“

Ich wagte nicht mit leiser Stimme zu antworten; der Löwe scheint es immer zu merken, wenn ein Mensch versucht, vorsichtig zu sein. Ein Klüßtern z. B. kann einen Löwen unter Umständen ebenso aus der Fassung bringen wie einen Menschen. Ich getraute mich jedoch auch nicht, ihr in gewöhnlichem Ton zu antworten, damit er nicht denken sollte, daß ich frech würde und ihn ins Gesicht hinein beschimpfe.

Das Gewehr? Ja, dort lag es zur Hand — neben Osa. Aber es war zu spät, um damit etwas anzufangen. Ein Löwe kann schneller zuspringen, als ein Mann ein Gewehr an die Schulter reißen. Das hat sich in vielen schrecklichen Fällen erwiesen.

„Schon gut, Martin“, begann Osa wieder, die inzwischen in ihrer Tasche nach einem weiteren Golfball gesucht hatte, „paß auf, wie der trifft.“

Während ich reglos verharrte und jeden Augenblick darauf wartete, daß der Löwe mit allen vieren auf mir landen würde, warf Osa den Golfball nach dem ersten Löwen.

Ich atmete wie erlöst auf, als der Löwe hinter mir jetzt die Ohren spitzte und einen Schritt zur Seite machte, um das interessante Schauspiel besser betrachten zu können.

Sein Gesichtsausdruck schien mir zu bedeuten: „Das ist doch ein schneidiger Kerl — was ganz anderes als derammerlappen hier, der nur da steht und mich anstarrt.“

Ich muß sagen, daß der „ammerlappen“ nur zu froh war, daß der Löwe von ihm abgelenkt wurde.

„Nun sind die Bälle alle“, begann Osa und stieß dann ein erschrockenes „Oh—h!“ aus, als der Löwe unmittelbar an ihr vorbei zu dem andern Löwen hinaustrat.

Sie schaute mich an und rang nach Luft.

„Ja, er ist die ganze Zeit über hier gewesen“, sagte ich zaghaft. „Es war aber nichts zu machen.“

Die beiden Löwen pufften und knussten einander gar bald in freundschaftlichem Spiel und schenkten uns nicht die geringste Beachtung. In gewisser Beziehung war die Lage höchst gefährlich gewesen. Andererseits erinnerte mich der Zwischenfall wieder an die großmütige und anständige Art, die dem Löwen eigen ist, wenn er sich nicht zwingungsweise in die Verteidigung gedrängt sieht.

Es war wie in dem alten Buch aus dem Jahre 1684, in dem man liest: „Der Löwe, obzwar er an Wildheit und Grausamkeit alles wilde Getier übertrifft, erwehrt dennoch dem Menschen auf sehrer Weise ein großmütigen Respect. Denn niemals tut er dem Herrn der Schöpfung ein Leid, es sei denn, daß ihn der Hunger gar erschrecklich plagt, damit er nicht sehrer Furcht verrate.“

Inzwischen stellten wir fest, daß wir genug von dem Paar gesehen hatten, und beschloßen, nach dem Lager zurückzukehren. Ungern verließen wir die Tiere, die wir soeben gesilmt hatten; wir wußten, daß wir niemals auf schönere Stücke in passenderer Umgebung treffen würden, oder auf Löwen, die williger sich der Kamera in allen nur erdenklichen Stellungen darbieten würden.

In dieser frischen, humorvollen Art erzählt Johnson noch eine ganze Anzahl mehr oder weniger aufregender Begegnungen mit Löwen. Er ist diesen großen Raßen mit der Naivität eines Kindes entgegengetreten und hat Erfolg mit diesem Verfahren gehabt. Man hat bei vielen seiner Abenteuer den Eindruck, daß die Löwen, mit denen er zusammentraf, instinktmäßig merkten, daß sie es hier einmal mit einem Weißen zu tun hatten, dem es nicht um ihr Fell, sondern lediglich um das Abbild ihrer wilden Schönheit ging. B.

Das venezianische Schloß

(Schluß)

Roman von Paul Keller

Mitternacht. Jenseits des ersten Tunnels brauste ein schwarzer Fluß in einen weißen Berg hinein. An der Bergwand waren versammelt: der „Graf Montefeltro“, Mihel, Mister Springfield, der Cavaliere und zehn Skipetaren. Schwaches Licht abnehmenden Mondes. Der Saumpfad, auf dem diese Menschen standen, war nicht ganz zwei Meter breit. Daneben fiel eine Bergwand jäh in die Tiefe zum brausenden Fluß.

Mihel trat auf den Grafen zu.

„Ahmed Ali Bey! Nun hört mich Gott und dich hört dein Allah. Ich bin Mihel, der Sohn des Händlers Tadschar aus dem Dorfe Sarazzo. Ich frage dich vor diesen Männern: Hast du meinen Vater erschossen?“

„Hol dich der Teufel!“

„Also, das heißt: Ja, ich habe deinen Vater erschossen. Hast du meine Schwester Marigo geraubt? Du schweigst. Also das heißt: Ja, ich habe deine Schwester Marigo geraubt. Ahmed Ali Bey, wir stehen in der heiligen Fahr. Komm auf mich zu!“

Es begann der Ringkampf auf dem schmalen unebenen Pfade neben den gähnenden Abgründe. Die Gegner lagen bald am Boden, verkrallten sich ineinander, wälzten sich. Jeder versuchte sich auch nur einen Moment vom dem Gegner zu lösen, um ihm den Todesstoß zu geben. Es gelang nicht; die Kämpfenden waren gleichwertig. Jeder hütete sich, dem Wegrande zu nahe zu kommen, weil das auch für ihn der sichere Tod gewesen wäre. So rangen sie am Boden minutenlang. Die Anwesenden standen still wie erstarrt, keinen Atemzug hörte man, aber die Augen der Skipetaren funkelten. Mister Springfield mußte manchmal die Hand über die Augen halten, so entsetzlich war dieser Kampf am Abgrund anzuschauen. Der Cavalier stand abgewandt. „Biri, Biri!“ seufzte er.

Da - auf einmal hatten sich die Kämpfenden von einander gelöst. Beide sprangen auf.

„Hund“ schrie Montefeltro und stürzte auf Mihel los. Der gab ihm einen Schlag gegen das Kinn.

Montefeltro taumelte, fiel, hing einige Augenblicke mit dem halben Oberkörper zappelnd über dem Abgrunde, keuchte, schrie um Hilfe und fiel dann mit einem gurgelnden Aufschrei in die Tiefe.

Mihel stand keuchend, auch halb besinnungslos da. Dann trat er dicht an den Abgrund und rief hinunter: „Ahmed, wir sind ausgeglichen!“

Aber der hörte es nicht mehr. Er schwamm schon im Berge.

Brief aus Tripolis.

Tripolis, den 16. September 1928.

„Lieber Herr Baron Reichenbach! Seit wir aus den albanesischen Bergen in die Kulturwelt zurückkehrten, sind nun zwei Jahre vergangen. Für einen alten Maun, der mit Lebensjahren rechnen muß, ist das viel Zeit. Ich erhielt erst jetzt Ihren Brief, der bei meinem Bankhaus in Tripolis ein ganzes Jahr lang lagerte, ehe ich dorthin kam und ihn abholen konnte. Es freut mich herzlich, daß Sie Miß Springfield geheiratet haben. Ein schönes, waderes Mädchen war sie. Das Sie „unaussprechlich glücklich“ sind, hätten Sie nicht zu versichern brauchen. Das wußte ich von selber. Ich freue mich aufrichtig über dieses Glück. Mit besonderer Genugtuung erfüllt es mich auch, daß Sie sich jetzt des Wohlwollens der braven Weinzierl Kesi erfreuen. Ich kann Ihnen auch von einer glücklichen Ehe berichten. Erinnern Sie sich an Medwed, den Jäger? Medwed ist ein serbisches Wort; es bedeutet „Bär“. Unser Medwed ist wirklich ein Bär, er ist riesenstark, täppisch und gefräßig. Aber er hat seinen Honig gefunden — er hat das entzückendste Weiß — Marigo, die Schwester von Mihel, die er aus der Räuberbande Alexu herausgeholt hat, geheiratet.

Medwed — so schätze ich — ist dreimal so groß, fünfmal so schwer und zehntausendmal so stark wie seine Gattin. Es ist, als ob sich ein Riesenbär mit einer Schwanenjungfrau vermählt hätte. Aber wunderbarerweise stimmt die Rechnung. Die beiden sind überaus glücklich, auch haben sie schon einen Buben. Er ist erst drei Monate alt; aber ich schätze, er wird nie nach seiner Mutter arten, er ist jetzt schon ein Medwed, ein kleiner Bär. Mihel, mein geliebtes Söhnchen, ist Händler geworden. Er betreibt das Gewerbe seines Vaters, führt Waren von Saloniki und Usküb heraus zu den weltabgelegenen Menschen des Nordens. Ich wollte ihm in Usküb ein Geschäft kaufen; aber er mochte das nicht. So wandert er zwei bis drei Monate und bleibt dann ein paar Tage bei seiner Mutter. Ich glaube, er fühlt sich wohl. Medwed und seine Frau sind bei mir in Tripolis. Medwed ist Jäger auf meinen Gütern. Die Berge sind ihm allerdings viel zu niedrig, das Klima ist ihm viel zu warm; aber es freut sein Jägerherz, daß es hier Löwen, Leoparden und wilde Elefanten gibt. Er ist ein ganz toller Jäger; ich fürchte, er tötet alles Raubwild in hiesiger Gegend aus. Dann wird es hier langweilig werden.

Dem Torhüter Omar habe ich in Adrianopel ein gutes Fruchtgeschäft gekauft. Es geht ihm ausgezeichnet, er hat sich einen „Harem“ eingerichtet, indem er ein Küchenmädchen aus Monteseftro eheligte, also einen nur bescheidenen „Harem“ von einer Frau. Ich glaube, Omar wird den ganzen Tag Wassermelonen essen und leider immer dicker werden.

Nun, was wird aus dem venezianischen Schlosse? Ich habe Sie und die ganze Reisegesellschaft damals bis Mitrovica begleitet, wo die Bahnlinie nach Skutari beginnt. Dann bin ich nach Monteseftro zurückgekehrt. Dort habe ich das ganze Personal abgelohnt und entlassen. Natürlich gab ich jedem so viel, daß er sich in der Welt einen neuen Platz suchen konnte.

Nur Stepan, der bisherige Schloßverwalter fehlte. Der alte Kerl war mit seinem ergaunerten Gelde ausgerückt. Wir haben ihm alle herzlich gewünscht, daß er unterwegs Räubern in die Hände fallen solle und daß diese ihm seine Schätze in eine gediegene Tracht Hiebe umwechseln möchten.

Die verlogene Inschrift über dem Portal:

„Hic requiescit cor,

In hoc loco habitat fortuna“

habe ich beseitigen und sie über der Gruft anbringen lassen, in der die beiden echten Grafen Monteseftro liegen, der alte und der junge. Dort paßt die Inschrift hin. Dort ruht das Herz!

Ich habe Schloß Monteseftro als Lechter verlassen, die Türen selbst verschlossen. Die Schlüssel habe ich in den Fluß geworfen, in dem der falsche Graf Monteseftro versank.

Die Ereignisse hatten mich alten Mann doch arg mitgenommen, insbesondere der schreckliche Kampf am Abgrund. Meine Gedanken wurden wirr und meine Gefühle unklar, als ich von dem venezianischen Schlosse schied. Als ich die Schlüssel in den Fluß warf, dachte ich: Ahmed, falscher Monteseftro, wenn du als Gespenst da in den weißen Bergen haufest, suche die Schlüssel, rufe deinen mohamedanischen Heiligen, daß er dir mit seiner Kopflaterne nach Hause leuchte ins Schloß Monteseftro.

So krause Gedanken hatte ich anfangs. Dann wurde ich ruhiger. Ein bißchen wehmütig war mir immer zu Mute, wenn ich an Monteseftro dachte denn es ist doch ein schönes Schloß, eine historische Kostbarkeit. Und dann — ich habe mich in den wenigen Tagen, da wir dort waren, nicht gelangweilt. Es war eigentlich schön im venezianischen Schlosse.

Ich überlegte, was wird wohl aus dem Schlosse werden?

Ach, es wird vergessen werden, von außen verwittern, von innen zerfallen. Die Adler werden seine Fenster

zerstoßen, der Sturmwind, die böse Bora, wird die Türen eindrücken und so wird frierenden Tieren der Bergwildnis eine Zuflucht werden: Fledermäusen, Nachtvögeln, Schakalen. Vielleicht durchschnüffeln auch hungrige Wölfe und Bären das verlassene Haus.

Die größte Wahrscheinlichkeit bestand darin, daß Räuber das unverteidigte Schloß überfallen und vollständig ausplündern würden. Deshalb hatte ich in der ganzen Gegend verbreiten lassen, der Heilige mit dem abgeschlagenen Kopfe und der schrecklichen Laterne habe sein Marabut bei Balona verlassen und wohne jetzt in dem verwunschenen Schlosse als furchtbarer Wächter. Kein Räuber hat sich hingetraut, weder ein mohamedanischer noch ein christlicher.

Was auch geschah, das venezianische Schloß liegt in dem entlegensten, unzugänglichsten Winkel Europas. Die Zeit ist wild und wirr. Wer dringt ins Land der Miriditen, über diese Felsenklüfte, in diese wilde Welt?

Schloß Montefeltro, so dachte ich, wird in Vergessenheit sinken wie schon millionenmal Wertvolles und Merkwürdiges in Vergessenheit versank, wie Vineta versank und Pompeji oder die Paläste der Inka.

Mit diesen wehmütigen Gedanken trieb ich mich ein Jahr lang in den Hauptstädten Amerikas und Europas herum. In Paris fragte ich eine berühmte Wahrjägerin, zu der die französische Intelligenz ihr Geld trägt, wie lange ich noch leben werde. Sie sagte: ‚Noch lange! Noch vier Jahre!‘ Demnach würde mein Todesjahr 1932 sein.

Da erwachte ein Trost in mir. Ich sagte mir: Montefeltro soll nicht untergehen, es soll nach jahrhundertlangem Zauberschlaf zu neuem modernen Leben erwachen. Ich beschloß, aus dem venezianischen Schlosse ein Künstlerheim zu machen. Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer sollen in dem Schlosse auf ein halbes Jahr oder auf ein ganzes Jahr völlig kostenlos Auf-

nahme finden. Nach Nationalität, Religion, politischer Einstellung darf nicht gefragt werden, bloß danach, ob der Mann was kann und ob er ein leiblich anständiger Mensch ist. Ich sagte mir, es wird ja nun auf Montefeltro mächtig viel moderner Unsinn fabriziert werden, in dem Bestreben, die miraculöse Landschaft zu enträtseln, aber vielleicht gerät auch manches Gute, durch das dieses verschollene, unbekannte Land und Volk ins Licht der Kultur gerückt wird.

Den Plan ausführen will ich mit großen Mitteln. Von Mitrovica aus soll ein Zugang geschaffen werden, der genügende Sicherheit bietet. Künstler und Künstlerinnen — das weiß ich von meinen vielen Reisen — sind selten Helden und Wagehälse. Man muß ihnen selbst in Albanien die Garantie geben, daß ihnen nichts ‚passiert‘. Das will ich tun. An allen gefährlichen Stellen des Aufstiegsweges will ich Eisengeländer anbringen lassen, damit sich die Herrschaften nicht graulen und daß sie nicht etwa stolpern.

Aber gerade mit denen, denen ich die ganze große Herrschaft Montefeltro vermachen will, hatte ich schwere Umstände.

Zwar Medwed, der Jäger, war sofort bereit, nach Schloß Montefeltro zu ziehen, aber sein Weib Marigo wollte nicht; ihr waren die Erinnerungen an dieses Schloß zu schrecklich. Erst als Medwed ihr sagte: ‚Marigo, unser Sohn ist ein Skipetar; in der Sonne von Tripolis wird er verwelken und eingehen. Kann denn in diesem heißen Sande ein Bär leben? Nein, er muß ins Röhle, in die Berge!‘ Da gab sie nach.

Noch viel schwieriger war es mit Mihel. Es erschien fast unmöglich, ihn zu bewegen, den Besitz von Montefeltro zu übernehmen, obwohl alles doch mit gutem Gelde bezahlt ist und ihm nach den Gebräuchen unsrerer Berge von selbst zufällt, da er den vorigen Besitzer in gerechtem Zweikampf tötete. Nein, Mihel wollte nicht.

Da schrieb ich ihm: ‚Bist du mein Biri—mein Sohn?—Oder bist du nur mein Nipi—mein Kesse?‘

Er antwortete: ‚Seit meinem zehnten Lebensjahre bist du mein Vater, da der erste Vater ermordet ward. Ich werde dir gehorchen; ich werde nach Montesejtro ziehen. Die Mutter wird in der alten Heimat bleiben; aber ich werde sie alle drei Monate besuchen, so wie ich es jetzt als Händler getan habe.‘

So ist alles geordnet. Medwed, den Jäger, kann ich als Schloßverwalter nicht einsetzen, denn seine Bildung ist lüdenhaft. Er kann zum Beispiel nicht lesen und schreiben. Das ist ein Mangel. Trotzdem wird er ein forcher Bogt sein in Schloß, Berg und Wald.

Schloßverwalter wird Mihel. Er ist weit in der Welt herumgekommen, hat Menschen und Länder kennen gelernt, spricht fünf Sprachen. Er ist der richtige Mann. Für mich selbst richte ich das Geheimzimmer ein. Ich huldige einer sehr diffizilen Kunst, ich bin Graphiker, Spezialist als Schriftenkünstler. Das ist eine natürlich Veranlagung von mir und eine lebenslange Neigung. Diesen ellenlangen Brief zum Beispiel habe ich in der Schrift meines großen Landmannes Mussolini geschrieben. Ich wollte Ihnen damit einen Spaß bereiten. Der Brief ist so echt, daß Mussolini selbst darauf schwören würde, er habe ihn geschrieben. Teilen

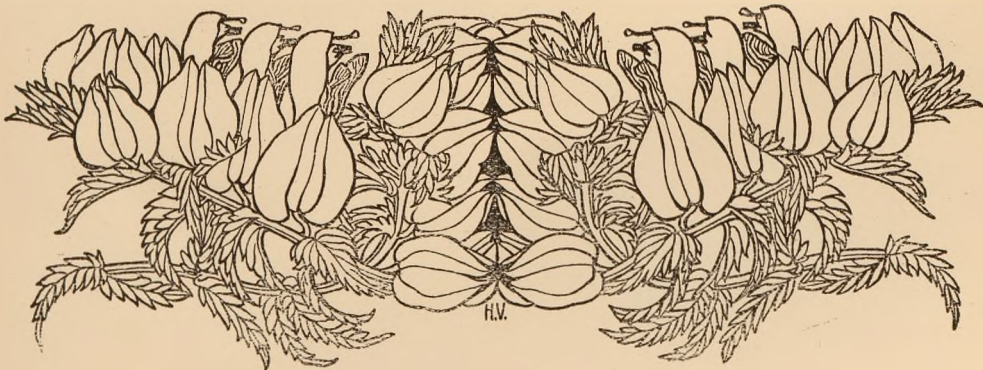
Sie mir mit, in welcher Schrift meine nächsten Briefe an Sie gehalten sein sollen; sie können haben Byron, Kaiserin Katharina II., Melancthon, Napoleon, Kammerjänger Tauber und was Sie sich eben wünschen. Nur eines dürfen Sie nicht verlangen: meine eigene Handschrift. In Deutschland soll es einen Mann gegeben haben, der keinen Schatten hatte. Diesem Manne bin ich ähnlich. Ich schreibe immer in fremder Schrift, weil es mich stets lockt, fremde Schriften genau zu studieren. Wie gesagt, eine Liebhaberei! Wenn Sie wollen, schreibe ich Ihnen meinen nächsten Brief in Ihrer eigenen Handschrift. Ihre Schrift ist sehr charakteristisch; ich werde sie studieren und dann in dieser Schrift meinen nächsten Brief an Sie schicken. Spafes halber.

Vielleicht hat sich die Wahrjagerin in Paris geirrt, vielleicht lebe ich noch etwas über 1932 hinaus. Das wäre mir ganz angenehm, da ich doch neugierig bin, wie sich mein Künstlerheim entwickeln wird.

Bitte schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht, nach Mitrovica, Albanien, poste restante.

Und nun beende ich diesen langen Brief mit dem skipetarischen Gruße: „Tingat jeta! Langes Leben!“ Dieser Gruß gilt Ihnen, Ihrer reizenden Gattin, Mister Springsield, Herrn Dr. Sterner und der Weinzierl Kefi.

Emanuele di Marino“



Fürst Bülow und Marokko

Von Dr. P. Mohr

Keine außenpolitische Frage vor dem Weltkrieg hat so von Grund aus die deutsche Politik ausgewählt und weit über ein Jahrzehnt beschäftigt wie gerade die Marokkofrage. Der Kampf um Marokko und seine außenpolitischen Folgen war das Problem der Vorkriegszeit. Weder der Kampf um die Bagdadbahn, die bosnische Krise, noch irgendein anderer Streitfall war so verhängnisvoll für die deutsche auswärtige Politik und so erschütternd für das europäische Gleichgewicht wie gerade die Aufrollung dieser weltpolitischen Frage.

Die Marokkokrise war reich an Peripetien, voller Spannungen und dramatischer Höhepunkte. Nach der Kaiserreise nach Palästina der Tag der Landung des Kaisers in Tanger (31. März 1905), die Mission des Grafen Tattenbach in Fes, die Algésiras-Konferenz, der Pantherprung nach Agadir, die Casablanca-Zwischenfälle wegen der deutschen Fremdenlegationäre, die Minenkämpfe der Gebr. Mannesmann, die Erschießung des deutschen Postassistenten Sehfert, des Großkaufmanns Carl Fide aus Bremen und seines Compagnons Richard Gröndler nach Ausbruch des Weltkrieges, die Vertreibung der Deutschen aus Marokko — noch heute sind deutsche Kaufleute in Marokko nicht zugelassen — der Risikrieg im Weltzingen, der helbenmütige Kampf Abd el Krims 1925/26, wieviele Tragödien hat das Sultanat in den letzten drei Jahrzehnten erlebt! Wieviel deutsches Blut ist hier für fremde Ehre und Gut geflossen!

Der Kampf um Marokko wirkt wie das Präludium des Weltkrieges. In ganz Europa wird der Rückschlag gespürt, den die von französischem Machthunger betriebene Marokko-offensive auslöst. Blißartig erhellen sich die Linien des zukünftigen Ganges der europäischen Staatengeschichte. Der tiefe Riß in Europa wird sichtbar.

Das marokkanische Problem enthüllte die Schwäche des Dreibundes, seinen platonischen Charakter. Italien, Spanien und England wurden an Frankreichs Wagen gespannt. Der ungeheure Machtzuwachs Frankreichs wurde von diesen Mächten billig erkaufte. Das Gleichgewicht im Mittelmeer wurde erschüttert, Englands Raubabsichten wurde ein Freibrief ausgestellt. Sein Mißtrauen gegen Deutschland wurde durch die größten Intrigen geschürt.

Italien wurde zu Extratouren verleitet. Sie führten Italien nach Tripolis, wodurch wiederum die militärische Schwäche der Türkei vollends aufgedeckt wurde.

Die Ohnmacht der Türkei mußte zwangsläufig Rußland auf den Plan rufen, das Entschädigung für Marokko an den Dardanellen suchte und die Balkanstaaten zu ihren Beuteplänen ermunterte.

Die Aufblähung Serbiens mußte zu einem Konflikt mit der Donaumonarchie führen. Der Knoten war geschürzt. Der Zusammenprall der Weltmächte war nur eine Frage der Zeit.

Die serbischen Attentate gegen zahlreiche hohe österreichische Beamte vor den Schüssen in Sarajewo warfen den Funken ins Pulverfaß. Das Rad des Schicksals, das Frankreich, England und schließlich Rußland in Bewegung gesetzt hatten, rollte über die europäische Welt.

Wie die Glieder einer Kette miteinander zusammenhängen, so reihen sich die historischen Ereignisse aneinander, eins aus dem andern sich erzeugend, hier neue Gegensätze schaffend, dort sie verschärfend und vertiefend. Noch heute leidet Europa unter den Folgewirkungen der Gegensätze im Mittelmeer, der Erschütterung im nahen Osten, wo die Grundpfeiler des englischen Imperiums ins Wanken geraten sind.

Der europäische Kulturbrand mußte sich entzünden, nachdem zwei Großmächte, getrieben durch ihre hemmungslose Ausdehnungspolitik, ganz Nordafrika unter ihre Notmähigkeit brachten und sogar in Vorderasien ihre Interessensphären, Syrien, Palästina und Mesopotamien, auf Kosten der souveränen Türkei proklamierten. Englands Vorstoß nach Ägypten führte Frankreich nach Tunesien und schließlich nach Marokko, dem Teil Nordafrikas, dessen Zukunftswert von keiner anderen Kolonie Frankreichs übertroffen wird. Algerien, Tunesien und Tripolitaniern können sich mit diesem Juwel Afrikas nicht messen. Mag Südafrika Hochwerte besitzen, vom europäischen Gesichtspunkt aus ist und bleibt Marokko der Diamant der Subtropen, ein Sprungbrett für Südamerika, eine köstliche Dase an zwei Ozeanen, eine Völkerbrücke für die Spaziergänger zweier Welten, ein Garten der Hesperiden, ein lauschiger Winkel der afrikanischen Unendlichkeit, ein Pfauenerschweif nach dem alten marokkanischen Sprichwort: „Die Erde ist ein Pfau, sein Schweif Marokko.“

Marokko war der Hebel der europäischen Politik, der in logischer Folge zum Weltkrieg führen mußte. Marokko schuf die Konstellation von 1914, Italiens Dreibundmüdigkeit, Rußlands Sehnsucht nach dem Hellespont und Englands falsche Rechnung, den damned German niederzubozgen zum höheren Wohle des Imperiums und ewiger Dauer englischer Weltherrschaft.

Demgegenüber muß man die Darstellung der Marokkofrage im zweiten Bande der Bülow'schen Denkwürdigkeiten lesen. Ist das wirklich Politik zu nennen oder nicht vielmehr schönggeistige Unterhaltung? Bülow klebt an der Oberfläche, er sieht nicht die weltpolitische Bedeutung der Marokkofrage, er ahnt nicht, daß durch das Vorgehen Delcassés bereits um das Jahr 1899/1900 sich ein welthistorischer Vorgang vollziehen mußte, der von den weittragendsten Folgen für die europäische Staatengeschichte begleitet war. Er sah nicht und ebensowenig seine Mitarbeiter auf den verschiedensten Botschafterposten, daß das Steuer der französischen Außenpolitik nach dem Zusammenprall mit England bei Faschoda herumgeworfen wurde. Die „Entente cordiale“ wurde schon kurz nach Faschoda angebahnt. Delcassé war ihr Schöpfer. Dieser Mann, der später Poincarés Botschafter in Petersburg wurde, war der erste Kriegsführer des Weltkriegs. Seine aktivistische Politik entstand aus der klaren Einsicht, daß der geplante französische Kolonialblock in ganz Nordwestafrika nur durch eine Vereinigung der verschiedenen kleinen Streitfragen mit England geschaffen werden konnte. Diese Annäherung an England wurde erleichtert durch unzählige deutsche Fehler der kaiserlichen Politik, dieser allerpersönlichsten Politik, die so oft durch grobe Taktlosigkeiten und aufdringliche Ratschläge den Gang der auswärtigen Politik gestört hat. Le grand impromptu hat seiner Zeit der Albanerhäuptling Fan Nolu den Kaiser genannt, dessen Eingriffe in die Marokkopolitik allerdings zu größerem Teil die Schuld an dem politischen Mißerfolg der Marokkopolitik waren. Insofern muß die Bülow'sche Politik entlastet werden. Sie kann aber nicht von dem Vorwurf entlastet werden, daß sie im Vergleich zu Frankreich zu spät auf die Bühne getreten ist, trotzdem in der deutschen Presse doch mancher nachdrückliche Hinweis auf das sich Anbahnende enthalten war. Es fehlte auch bei der deutschen politischen Leitung die Erkenntnis, was der Machtzuwachs Frankreichs durch das Maghreb el Akfa für seine Europastellung bedeuten würde: sein farbiges

Heer. Man sah nicht oder wollte nicht sehen, daß Spanien ins französische Schlepptau genommen und Italien geradezu ermuntert wurde, seine Bündnispflichten auf die leichte Achsel zu nehmen, da es durch den Köder von Tripolis gefesselt war. Man sah nicht die ganz unvermeidlichen Folgen für den nahen Orient, für die Türkei, die Balkanstaaten, Arabien. Bülow hat einmal das Wort von dem „Bißchen Marokko“ geprägt. Es bleibt an seinen Rockschößen haften. Die Geschichte wird ihn nicht davon freisprechen können, daß er allzuoft sich von den Dingen überraschen ließ und sie aus Mangel an Zeit nicht genügend durchdachte und ihnen ihren Lauf ließ.

So wurde die Marokkopolitik ein deutscher Abdruck, ein Beispiel, wie durch Versäumnisse und Fehler das Reich hart an den Krieg gedrückt wurde, ein Prestigeverlust sondergleichen und ein Bild der Fickzackpolitik, für Frankreich aber ein Ruhmesblatt schöpferischer Initiative und diplomatischer Erfolge, ein neues Pfand seiner Weltstellung.

Fürst Bülow beginnt seine Darstellung der Marokko-Angelegenheit mit den Worten: „Seit Jahr und Tag hatte ich Marokko nicht aus den Augen verloren, noch die Möglichkeit, daß sich Frankreich und England durch ein Tauschgeschäft zwischen diesem Lande und Ägypten immer mehr aneinanderschließen könnte. In Wien, während des Kaiserbesuchs (1903) hatte ich Gelegenheit gehabt, in dieser Richtung Neues zu hören.“ Und nun erzählt Bülow, daß ihm die Königin-Mutter Maria Christine von Spanien vertraulich mitgeteilt habe, daß Frankreich seit längerem Spanien ein Schutz- und Trutzbündnis anbiete. Gleichzeitig mit einer Allianz schlage Frankreich eine Teilung Marokkos vor, wonach Frankreich den „Norden“ und Spanien den „Süden“ erhalten solle. Die Königin gab der Vermutung Ausdruck, daß sich die Franzosen durch König Eduards Vermittlung der Zustimmung Englands versichert hätten.

Bülow bekundet dann nicht etwa seine Ansicht über die französischen Machtgelüste, sondern fordert den Grafen Metternich, den Botschafter in London, auf, sich zur Sache zu äußern.

Graf Metternich schreibt nun am 4. Oktober 1903: „Falls Frankreich, England und Spanien sich über einen Plan zur Aufteilung Marokkos einigten, könnten wir den drei Mächten zunächst mitteilen, daß wir einen Teilungsplan, an dem wir nicht beteiligt wären, nicht anerkennt. Wir erhoben also

Protest, weil unsere bedeutenden Handelsinteressen an der atlantischen Küste nicht berücksichtigt worden wären.“

Das Schreiben Metternichs schließt mit den Worten: „Wenn England sich trotz allem mit Frankreich über eine gründliche Aufteilung Marokkos verständigt, was ich immer noch bezweifle, denn die Aufgabe der wenigen den Franzosen in Ägypten übrig gebliebenen Rechte wiegt für die Engländer nicht den Verzicht auf Marokko auf, so dürfte England hierzu nur durch den Wunsch bewegt werden, die neue Freundschaft mit Frankreich à tout prix fester zu knüpfen. Gegen Frankreich haben wir ein weit stärkeres Druckmittel als gegen England, sofern über unsere Köpfe hinweg die Teilung inszeniert werden sollte.“

Aber Marokko ist ein ernstliches game of bluff (Bluffspiel).

Metternich warnte vor einem vorzeitigen Hervortreten in der Marokkofrage und empfahl, wenn der richtige Augenblick für uns gekommen wäre, erst hervorzutreten, im übrigen abzuwarten, bis man eine genauere Kenntnis der englisch-französischen Abmachungen haben würde.

Bülow hat zu dem von ihm selbst mitgeteilten Schreiben Metternichs, den er als Kronzeugen für sein Verhalten noch später zitiert, keine Stellung genommen, wohl in der Befürchtung, das Versagen des auswärtigen Amtes noch stärker unterstreichen zu müssen. 1903 hatte Frankreich das Spiel diplomatisch bereits gewonnen.

Die Marokkofrage sing ihren bedrohlichen Charakter lange vor 1903 an. Im Jahre 1903 war das Marokkospiel durchaus kein Bluffspiel mehr. Die gründliche Teilung Marokkos war von Delcassé — einerseits durch die Verträge mit Italien vom Dezember 1900, bestätigt am 1. November 1902, andererseits durch die Abmachungen mit Spanien vom Jahre 1902 und durch die französisch-marokkanischen Verhandlungen — vorbereitet und geschickt eingeleitet worden. Théophile Delcassé, dieser Mann mit dem verkniffenen Oberlehrer- gesicht, hatte seit dem 27. Juli 1898 die Führung am Quai d'Orsay übernommen, nachdem mit England ein Vertrag vom 14. Juni 1898 über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessengebiete in der Sahara und im Nigergebiete nach der Fashodaaffäre (1898) zustande gekommen war.

Es begann das Rennen nach dem Tschadssee durch verschiedene Missionen, um Deutschland hiervon abzudrängen und so die Ausdehnung der deutschen Interessensphäre im Norden Kameruns zu verhindern.

Seit den Jahren 1896/97 hatte ich mich besonders eingehend mit der französischen Kolonialpolitik beschäftigt.

Der Standpunkt, den ich dabei einnahm, war der, daß wir das größte Interesse an der Erhaltung des status quo in Marokko haben mußten. Politische Veränderungen in dem Ausmaß, wie Frankreich sie plante, durften nicht über den Kopf Deutschlands hinweg in aller Stille vorgenommen werden, zumal wir Unterzeichner der Madrider Convention vom Jahre 1880 waren und unser Handel an der Westküste Marokkos besonders seit der Handelsexpedition des Dr. Jannaich und nach Abschluß eines Handelsvertrages vom Jahre 1890 durch Graf Tattenbach, starken Auftrieb genommen hatte.

Ursprünglich hatte Delcassé sich auch mit England nicht über Marokko verständigen wollen unter dem Vorwand, daß es keine Mittelmeer-macht wäre. Aus diesem Grunde hatte er sich zuerst mit Italien geeinigt, das damals wirtschaftlich sich noch wenig in Marokko engagiert hatte. Erst später sah er seinen Fehler ein und überließ den Engländern großmütig Ägypten, aus dem sich Frankreich längst zurückgezogen hatte.

Doch Deutschland wurde übergangen, benutzt übergangen.

Mit welchen Intrigen hier Frankreich gegen Deutschland arbeitete, wie Delcassé sich nicht scheute, den deutschen Botschafter anzulügen, haben die französischen Gelbbücher offenkundig gemacht, und der neueste Band der französischen Altkonventionen bringt erdrückendes Beweismaterial. Als 1901 der Fürst Radolin sich aus Anlaß einer marokkanischen Gesandtschaft in Paris bei Delcassé nach dem Ziele dieses Besuchs erkundigte und dabei einfließen ließ, daß in einigen Artikeln französischer Zeitungen von einem Protektorat Frankreichs über Marokko gesprochen würde, erwiderte der französische Minister: „Wenn durch das Wort Protektorat zu verstehen sei, daß Frankreich als Herrin von Algerien und Tunesien in Marokko eine Ausnahmestellung bewahren müsse, so ist das absolut unklar.“

„Nichts ist gerechter“, hat der Fürst erwidert. „Alle Welt rechnet mit einer solchen.“

Der französische Außenminister leugnete somit alle französischen Protektoratsabsichten, obwohl jeder Tag neue Beweise für den jähen französischen Frontwechsel gegenüber Marokko erbrachte. Man schuf das Schlagwort von der Coopération, wie es je jetzt ähnlich Deutschland gegenüber aufgetaucht ist. Zusammenarbeit, um den Gegner zu erdrücken.

Chailley-Bert, einer der bedeutendsten französischen Kolonialpolitiker, erklärte schon 1899: „Zu dem, was wir besitzen, wünschen wir die notwendige Ergänzung. Marokko muß unser werden. Siam muß unser werden! Worauf warten wir noch, um zu handeln? Haben wir Gewissensbisse?“

Delcassé aber hatte noch im März 1904 die Unversorenheit, dem Fürsten Radolin auf seine Bitte, eine indiscrete Frage stellen zu dürfen, glatt belogen.

Radolin fragte, ob es wahr sei, daß ein Einvernehmen zwischen Frankreich und England unterzeichnet wäre oder auf dem Punkt wäre, unterzeichnet zu werden.

Der Minister erwiderte: „Nichts ist unterzeichnet noch ist auf dem Punkt, unterzeichnet zu werden. Aber wir plaudern schon längere Zeit mit dem Londoner Kabinett zwecks freundschaftlicher Regelung aller Fragen, die unsere beiden Länder betreffen. Eine Entente ist als möglich erkannt worden, und es ist wahrscheinlich, daß es damit endigen wird, sie abzuschließen.“ — Vereits am 8. April 1904 war diese Entente unter starker Mitwirkung König Eduards abgeschlossen worden; sie bedeutete ins Deutsche übersetzt ein französisches Protektorat über Marokko mit Einwilligung Englands. Nur die Tangerfrage war ausgenommen. Spanien sollte Nordmarokko erhalten, mit Ausnahme von Fes und Tasa.

Nichts hatte Delcassé über die geheimen Artikel verraten, die dem Vertrag erst seinen höchsten Wert gaben, nichts über die geplante Teilung Marokkos und die Heraushebung Tangers aus dem Marokkohandel, die schließlich zu der internationalen Zone an der Straße von Gibraltar geführt hat.

Erstaunlich muß es berühren, daß sich damals Fürst Radolin mit der mageren Auskunft Delcassés zufrieden gab, anstatt mit seiner indiscreten Frage etwas deutlicher zu werden, zumal die französischen Journalisten und Kolonialpolitiker kein Hehl daraus machten, daß das Schicksal Marokkos nunmehr in französischer Hand läge.

Der deutschen Politik war eine Abfuhr erteilt worden, und Bülow hat sie eingestekt. Laudabiliter se subiecit. Seine Rede am 8. April 1904 im Reichstag, auf die er auch in seinen Denkwürdigkeiten hinweist, war schwach und traf nicht den Kern der Sache. Deutschland war übergangen. Ein Präzedenzfall war geschaffen worden.

Die deutsche öffentliche Meinung hat die Marokkoaffäre zumeinst schief aufgefaßt. Bülow erzählt, daß der Kaiser der Ansicht gewesen, wenn Frankreich sich in Marokko

festläge, so würde es allmählich die Vogesen und den Straßburger Münster vergessen, es würde militärisch durch die Eroberung und Behauptung Marokkos geschwächt werden.

Anderere glaubten sogar, Frankreichs Augen würden nicht mehr auf die Levante gerichtet bleiben. Der deutsche Handel würde aber durch die Erschließung und Befriedung Marokkos nur gewinnen.

Schon 1900/01 bin ich diesen falschen Ansichten entgegengetreten. Bismarcks Anschauung, daß die koloniale Eroberungspolitik die französische Revanchelust dämpfen würde, paßte nicht mehr um 1900, als Afrika fozusagen aufgeteilt war. Auf meine Veranlassung wurde in Berlin die Marokkanische Gesellschaft 1902 gegründet, die eine Zeitschrift „Nordafrika-Kleinasien“ herausgab. Sie genoß keinerlei offizielle oder offiziöse Unterstützung. Sie sollte ausklärend wirken, insbesondere dafür eintreten, daß nicht die wenigen noch freien Märkte der Welt sich dem deutschen Pionier verschlossen. Einen Bundesgenossen hatten wir in diesen Bestrebungen am englischen Kaufmann in Marokko, dem Frankreichs Handelsmethoden ja zur Genüge bekannt waren. Damals hätte noch Marokko vor Frankreich gerettet werden können, falls es gelang, mit England sich zu verständigen. Der Preis wäre allerdings ein hoher gewesen, eine Flottenverständigung, ein Flottenfeierjahr. Es wäre uns aber manche weitere Demütigung erspart geblieben, und auch die Algierkonferenz, die trotz Bülows schöner Auslegung Sieger und Besiegte gab.

Eine Verständigung mit Frankreich um 1904 halte ich für gänzlich ausgeschlossen. Frankreichs Revanchelust wurde auch durch die marokkanischen Schwierigkeiten nie geschwächt. Frankreich intrigierte, wo und wie es nur konnte. Kein Tag verging, ohne daß nicht den Engländern ein Floh ins Ohr gesetzt wurde. Bald sollte Deutschland Absichten auf die Zaffarinasinseln haben, bald auf Ceuta, bald auf die kleine Insel Peregil in der Straße von Gibraltar, bald auf einen Hafen ganz in der Nähe der algerischen Grenze. Bülows Überheblichkeit sah nicht die Gefahren, die uns aus dieser unermüden Wühlarbeit Frankreichs drohten.

Das Schweigen Deutschlands zu dem Abkommen von 1904 ermutigte Frankreich, auf dem einmal eingeschlagenen Wege eiligst vorwärtszustreben. Es wurde das Schlagwort von der *pénétration pacifique*, der friedlichen Durchbringung Marokkos erfunden, mit bewaffneten Streifzügen und Strafexpeditionen.

Marokko wurde das Manöverfeld für Frankreichs Kriegsausbildung. Dies trat besonders im Winter 1904/05 zutage. Da ermannte sich auch Bülow. Auf seiner Mittelmeerfahrt 1905 betrat der Kaiser am 31. März 1905 auf Vorschlag Bülows afrikanischen Boden. Der Sultan atmete auf. Die Bevölkerung jubelte. Der Kaiser setzte sich ein für den status quo.

Die Folge war die Entsendung des Grafen Lattenbach im Sommer 1905 nach Fes, wo der französische Gesandte als Mandatar Europas aufgetreten war und dem Sultan ein Ultimatum gestellt hatte, das einem verkappten Protektorat wie ein Ei dem andern gleich. Delcassé dachte an Krieg, im Vertrauen auf Englands Hilfe. Der Sultan schlug eine Konferenz vor, die Frankreich schließlich annahm, nachdem es in dem Konferenzprogramm seine Sonderstellung verankert hatte. Delcassés Sturz machte die Bahn für den Konferenzgedanken frei. Der Krieg war vermieden. Deutschland ging als zweiter Sieger aus der Konferenz hervor.

In der entscheidenden Ministersitzung war Delcassé davor nicht zurückgeschreckt, sich für den Krieg auszusprechen. „Mein Bestreben war, nicht vor einem Krieg zurückzuschrecken.“

Demokratien sind kriegerischer als Monarchien. Wilhelm II. und Bülow wollten den Krieg nicht, obwohl damals für die unvermeidliche Auseinandersetzung die Lage mehr als günstig war. Bülow scheut die Verantwortung, erklärte mir in jenen heißen Maitagen in Fes Graf Lattenbach, der wohl mehr für ein direktes Sonderabkommen mit Frankreich bzw. eine Aufteilung in Interessensphären war. In der Tat, eine Konferenz konnte niemals die Resultate der geschlossenen Verträge aus der Welt schaffen. Der Konferenzgedanke war weder ein Mißerfolg Frankreichs noch ein Erfolg Deutschlands. Das Wesentliche an der Marokkofrage war und ist, daß in einer hochbedeutenden internationalen Frage Deutschland beiseitegeschoben war, beziehentlich isoliert werden sollte.

Die Konferenzverhandlungen in Algésiras bewiesen aller Welt, daß Europa in zwei Lager gespalten war. England ging mit Frankreich Hand in Hand, sekundierte von Spanien, Rußland und zumeist von Italien.

Schon am 2. Juli 1902 hatte Delcassé erklären können: „Italien kann in keinem Fall und unter keiner Form ein Instrument oder Hilstrupp eines Angriffs gegen Frankreich werden“.

Bülow hat die Ergebnisse der Konferenz darin erblickt, daß den französischen Tunisfikationsbestrebungen ein Kiegel vorgeschoben wäre. Sie wären auch eine Klingel, an der wir jederzeit ziehen konnten.

Selbst ein wohlwollender Beurteiler der deutschen Politik wird nicht zugeben können, daß Frankreich sich im geringsten durch die Akte in Zukunft geniert gefühlt hat. Die Erhaltung der offenen Tür in Marokko hätte nur durch viel stärkere Kautelen erreicht werden können. Gerade die Vergabung großer öffentlicher Arbeiten hätte in zwingendster Form gesichert werden müssen. Deutsche haben nie einen Kilometer Bahn bauen können. Frankreich aber erbaute Militärbahnen, um auf diese Weise die Abmachungen zu umgehen.

Delcassé war gestürzt unter dem Druck der Verhältnisse, weil man ihm nicht ganz traute, daß englische Hilfe zu erwarten war. Der Delcassismus aber blieb. Und als Delcassé 1913 aus der Versenkung durch Poincaré emporgehoben wurde und als Botschafter nach Petersburg ging, da war für alle denkenden Köpfe mehr als klar, daß das Reg um Deutschland geworfen war. Die entente cordiale war inzwischen zu einem engen Bündnis ausgestaltet worden.

Wohl hatte Bülow im Verein mit dem Kaiser ein Instrument deutscher Weltpolitik geschaffen, eine deutsche Flotte. Weltpolitische Erfolge zu erringen, war uns aber versagt geblieben. Erst zum Schluß seiner Amtsführung, ja in der Abschiedsaudienz unterbreitete der Zitatentreiche dem Kaiser den Vorschlag einer Flottenverständigung mit England.

Die Abrüstungskonferenz steht heute vor der Tür. Wieder beherrscht der deutsch-französische Gegensatz die Weltpolitik. Mehr denn je starrt die Welt in Waffen. Das gute Recht steht auf unserer Seite, die Macht auf der Seite der anderen. Soll Deutschland sich wieder der Gefahr aussetzen, 1932 in Genf überstimmt zu werden? Die Spuren von Algésiras schrecken. Deutschland hat im Rate der Sieger nichts mehr zu suchen.

Sabine fährt zur Stadt

Von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz

Sabine ließ sich von ihrem Manne scheiden. Zu diesem Zweck mußte sie mehrmals zur Stadt, bis alles seine Ordnung und Wichtigkeit hatte. Die Leute haben sie abgepaßt am Eingang des Ortes, wo drei Linden rings um einen Bildstock stehen. Dort hält der Postkrafswagen. Sabine ist herausgeklettert mit ihrer Einkaufstasche, das Wolltuch fest umgetan. Weiß darüber das junge Gesicht. Sie senkte den Blick vor sich hin. Kein einziger von jenen, die neugierig gekommen waren, hätte eine Frage stellen mögen. Ein Hundel ist an die Frau herangesprungen, schnupperte und schwänzelte, dann jaulte es auf, den kleinen Bauch am Boden rannte es eine Weile hinter dem Wagen her. „Seinen Herrn sucht es halt“, meinte einer. Mit schnellen, kurzen Schritten entfernte sich Sabine. Kümmerte sich nicht um das Wort. Kümmerte sich nicht um den Hund. Zu Hause taufchte sie das gute Gewand mit dem Werktagskleid und ging ihrem Geschäfte nach. Einem Wirtzgeschäft noch dazu, wo ein Mann hingehört, der im Keller Bescheid weiß, in der Gaststube das Regiment führt und mal Krach schlägt, werden die Mägde störrig. Im Frührot auf, und spät Nachts legte sie eigenhändig die Läden vor Fenster und Tür. Tagsüber nicht Raft noch Ruh. Stube hin, Stube her. Treppauf, treppab, mit wippenden Köden und knatternder Schürze. Mit der braunen Poppfrone rund um die eigensinnige Stirn und dem wehen Mund in dem strengen Gesicht.

„Recht getan war's“, hieß es im Ort, „wozu soll sie den Tunichtgut von Mann durchfüttern?“ — „Eine fleißige und ehrbare Frau — schade!“ meinte der Pfarrer, der sein Schöppchen mittrank, gerade um sich seine Pfarrkinder anzuschauen, schauten sie nicht nach ihm. „Die ist aus bestem Holz!“ lobte der Bürgermeister. Es gibt immer Weibzleute, die zu mieseln und zu gifteln haben, aber selbst sie konnten der Sabine nichts nachsagen.

Kaum etwas von der Rede, die über sie ging, drang ihr ans Ohr. Sie verschloß es auch, jubilierten die Vögel, die unter ihrem Dach nisteten. Sie sah nicht, daß in der Dorfstraße, reihauf, reihab, die Fenster voller Blumen standen, die Gärtlein hinter den kühlen, kleinen Hausfluren von Blust und Farbe nur so schmecterten. Und die Felder golden und goldener wurden.

„Von deinem Gewesenen hast keine Nachricht?“ wisperte die Aurrainerin, deren Kabuse schwach und gering an dem stattlichen Gasthof lehnte. Durch die Gipswand hatte sie so manches erhört, als sich der Mann noch in der Wirtschaft maufig machte, zankte und zeterete und oft in Gottes frommer Morgenfrüh sternhagelvoll war. Sabine schüttelte den Kopf und warf sich noch grimmiger auf die Arbeit, die sie unter den Händen hatte. Märrisch und veressen war sie auf's Schufsten und Plagen, als hätte sie einen Schoß Kindlein zu ernähren, und hatte doch nie eines im Wiegenbett geschaukelt. Nur manchmal, zwischen Abend und völliger Dunkelheit, veratmete sie ein paar Herzschläge lang und starrete nach dem staubigen Wegband, wo Kraftwagen fuhren, Fahrräder slißten, Karren rumpelten und Menschen dahergewandert kamen, nicht gar viele und alles verblaßt und erloschen in Spinnwebgrau. Aber schon rannte sie ins Haus hinein, warf die Türen und kommandierte mit starker Stimme.

Nach dem Frühling ging der Sommer hin. Das Laub der drei Linden raschelte leise an dem schmalen Bildstock nieder. Rot wie Rosenblätter. Der kleine Friedhof im Weiten zeigte sich eines Abends voller Lichter und wie ein herabgesunkener Sternenhimmel. Nach Allerseele kam dann Schnee. Immer noch mehr Schnee. Solches Übermaß hatte es jahrelang nicht gegeben. Fleißiger denn je tat sich Sabine in ihrer Wirtschaft um, kochte und briet, jagte aus dem Keller in die Räucherammer, war allerorts. In der Wirtzstube bogen sich die Bänke unter dem Zuspruch. Die Wanduhr tickte blind aus Tabatsqualm. Mann für Mann schoben sie herein. Es war, als wollte der Heimweg in bissiger Kälte, im Dunkel, das, wenn man's nimmt, zauberhell war und geisterhaft, weil man den eigenen Schritt nicht zu hören bekam, immer wieder aufgeschoben werden.

Eines Nachts gab es ein Aufhebens. Das Feld rauchte von staubendem Schnee. Der Wind sang. Kaum ein Licht glomm. Kaum ein Hund bellte. Da fanden sie dort, wo die Straße in einen Hohlweg stürzte, unter Busch und Dorn einen Menschen. Keinen, den man je im Ort gesehen. Zug um Zug seines starren Gesichtes wie gemeißelt im blauen Mondschein. Kalt und still hatte er gelegen, von aller Kreatur verlassen. Spur im Schnee

fährte zu dem Häuflein Elend. Fast wären sie an ihm vorbeigestolpert. Sein Gewandzeug war steifgefroren, wüß und abgerissen. Er roch nach Fusel. Sie luden ihn auf und schleppten ihn nach der Wirtsstube, just als abgesperrt werden sollte. Sabine hob die Lampe und leuchtete in das fremde Gesicht. „Mein Leute —“ wehrte sie, aber weiter fügte sie kein Wort hinzu. Sie legte mit Hand an; denn ein wenig unfaßt schafften ihn die Männer auf das Lager. Mit Schnee wusch sie seinen erstarrten Körper. Mit Schnee den Schmutz aus seinem Antlitz; mit Schnee reinigte sie eine Seele, die sich unversehens vor die letzte Tür geschlichen . . . rief sie ins Leben. Heißwasserkruten in karierten Bauernkissen füllten das Bett. Er lag in wonniger Wärme und Gelindheit. Als er am nächsten Morgen zu seinem geringen Selbst erwachte, meinte der nichts anderes, als es sei schon das Paradies. Er flüsterte etwas, das keiner verstand. Auch die Sabine war nicht da, um auf die Dankesworte ihres Gastes zu hören.

Sie faltete eben die fröhlich knatternde Schürze und legte das gute, schwarze Kleid an, legte die Führung der Wirtschaft in die Hände der ältesten Magd. So war sie nicht, daß sie sich einen Augenblick besann, wo ihr Gott eine Mahnung bis in das Haus geschickt. Wo Gott mit dem Finger an ihr Herz tippte. So war sie nicht. Wo sie endlich deutlich, wie nie, das Wort hörte, dem sie nachgehungen,

all die Zeit, das ihr nicht Ruh noch Raß gelassen.

„Wohin des Weges?“ fragten die Leute, als sie Sabine im Schnee unter den drei Linden Posten saßen sahen. Vermummt in Zoppe, Mantel und plüschigem Fransentuch. Mit dem großen Schirm und der großen Einkaufstasche. Sie wartete auf den Postschlitten. Die Leute kannten ihre Art und daß sie sich nichts herauslocken ließ. Man merkte ihr auch nicht viel an, und doch war Sturm in ihrem Herzen und ein Himmel in ihren blauen Augen. Zur Stadt fuhr sie und wollte Umfrage halten. Möglich, daß sie nicht so bald wiederkam. Möglich, daß sie zu den Herrn mußte, die das Gewebe einer Ehe messerscharf durchgeschnitten. Möglich, daß sie kreuz und quer irren würde, denn einen Weg zurückgehen bis zu seinem verfehlten Anfang kostet hundert Wege und mehr. Aber sie war mutig. Und mäuschenstill. Als der Schlitten kam, halfen ihr die anderen und packten sie auf. Die große Einkaufstasche wurde zwischen ähnlichen Taschen und Körben verstaute. Im Augenblick, als sich das Gefährte mit weihnachtsleisem Schellengeklingel in Bewegung setzte, kam das erste Mal seit langem die Sonne vor. Die Linden wölbten ein Dach aus purem Silber. Sabine schaute empor und lächelte. Daß Sabine so lächeln konnte? Es war, als blickte sie ihrem Schelm von Mann in das arme Gesicht, den sie jetzt suchen und heimholen ging.

Beseelter Tanz

Weich, im Rhythmus auf und nieder
runden sich die stolzen Glieder,
sind das Instrument der Seele,
ganz gelöst im Niedergleiten.

Segnend breiten
die Gedanken
ihre Schleier drüber hin.

Tief durchbebt vom göttlich Schönen
fängt die Seele an zu tönen.
Und der Glieder sanftes Gleiten
ist ein Haschen, ist ein Breiten,
ist ein opferstreuig Knien
vor des Körpers Königin:
Zu erfüllen die Befehle
holder keuscher Menschenseele.

Henriette Preuer

Eine Furche . . .

Von Franz Baumann

„**S**üäh, Rappen!“
Der Ackernecht setzt den Pflug an, und knirschend wühlt das Eisen in die winterverwaschene Ackererde. Manchmal gibt es einen feilenden Ton, manchmal holpert der Pflug über Steine im Untergrund.

Manchmal.

Der Pflüger lächelt. Seine pranken, schweren Hände halten wie Eisenklammern die Pfluggriffe.

Kannst du dich wehren, Acker, daß dein Herz aufgerissen wird und überzogen mit tausend Furchen?

Nein, du kannst es nicht, denn ich führe den Pflug!

Die Prankenhände umfassen fester die Griffe. — —

Nachdenklich geht der Pflüger. Sein von vierzig Winterfalten und vierzig dörrenden Sommern gegerbtes Gesicht wird faltig, wesenlos. Der Acker, die Arbeit, das Jetzt verfliehet; er schreitet zurück sein Leben.

Er schreitet weit zurück. —

Ein Jungbursch ist er, tollroh, jungmütig. Der die Arme zum Himmel reißt. Herausfordernd. Nimm mir mein Glück, wenn du kannst!

Da setzt des Lebens Pflug an in seinem Herzen. Wühlt, knirscht. Das Gut, sein Vatererbe schwimmt ihm davon unter den Füßen. Seuchen, Ungewitter — — Schicksal.

Das beugt ihn. Tief.

Aber. . .

Ich hab ja mein Lieb', meine Liese!

Es kommen Jahre, gedrückte Jahre. Und doch, doch Jahre voll Glück. Ich hab' ja mein Lieb'!

Wis ihm dann — — dann auch sein Lieb' verloren geht. —

Etwas kräht zurück am gebogenen Streicher des Pfluges und scheppert klirrend in das ausgehobene Furchenbett.

Ein großes, weißes Schneckenhaus, das in Scherben gegangen. —

Damals war es, daß der große Pflüger auf seinem Herzensacker Mühe hatte, den Pflug zu steuern. Der Grund war steinig geworden,

felsenhart. Das Erdreich mager, knollig, von tausend zähen Wurzeln durchzogen.

Aus dem jungen Bauern, der nichts mehr hat als nur sich und der das letzte, sich selber, haßt, weil seines Herzensackers Erdreich so unfruchtbar und steinig geworden, wird ein Knecht.

Ein stumpfer, rauher Knecht.

Er schneidet mit der Rotte Korn in Glühelike, arbeitet staubumhüllt an der jurrenden Dreschmaschine durch hundert Nebeltage des Herbstes. Der Winter kommt. Ein Winter, fünf, zehn, zwanzig. Bloche rollen in den Wäldern, Pferdekörper dampfen vor Anstrengung; darüber brausen lange, tiefe, stürmende Nächte.

Und hie und da ein Knirschen, wenn der Pflug auf harten Fels kommt im Acker seines Herzens.

Und dann ist der Frühling gekommen, der Lenz mit seinen erwachenden Kräften.

„Bauer, ich will Ackernecht werden!“

„Ja! Aber unsere Acker sind hart, steinig.“

„Kenne ich schon!“

Und seitdem ist er Ackernecht geblieben. Hat jahrelang tausend Furchen gezogen durch magere Acker.

Tausend Furchen!

Kannst du ermessen, Ackernecht, was das heißt: Tausend Furchen, alle Jahre wieder, und geduldig bleiben und Früchte bringen denen, die mich verwundet!?

Kannst du es ermessen?

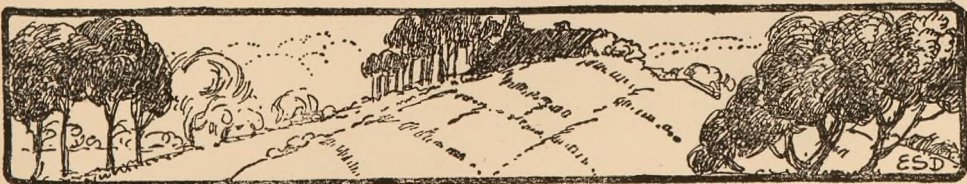
Das Feld ist zu Ende. Die Masse stehen still. Da kollern zwei Tränen, salzige, schwere Tränen, über das lederharte Gesicht.

„Du, Ackernecht meines Herzens, Pflugführer auf dem Acker meines Lebens, wie bin ich undankbar! Ich habe tausend Furchen gezogen über duldbene Erde. Die hat nicht gemurrt, sie hat gegeben.

Ich aber habe mich aufgebäumt, weil du eine Furche gezogen!“

Über sein Gesicht legt sich Friede. Friede nach langen, murrenden Jahren.

Eine Furche. . .



Kulturgegeschichtliche Erinnerungen an das Warmbrunner Badeleben

Von Dr. Günther Grundmann, Bad Warmbrunn

Eigentlich gehört der Badegast der leidenden Menschheit an — und doch ist man nirgends mehr als in einem Badeort auf sein Vergnügen bedacht. Tatsächlich spielt neben der Badekur die Unterhaltung eine so große Rolle, daß die Einrichtungen, die dem Amüsement dienen, die bauliche und gesellschaftliche Struktur eines Badeortes wesentlich bestimmen.

Doch diese Entwicklung ist noch recht jungen Datums — in Wahrheit das Resultat der gesellschaftlichen Umsichtung, die der französischen Revolution folgte. Und wenn das älteste und einst bekannteste schlesische Bad Warmbrunn in diesem Jahre auf eine 650-jährige Vergangenheit zurückblickt, so trägt sein eigentliches Gesicht doch nicht die Spuren eines so hohen Alters, sondern erscheint um vieles jünger.

In diesem Gesicht zu lesen, ermöglicht die eigene langjährige Beschäftigung mit der Geschichte und den Kunstdenkmälern des Ortes wie die grundlegende Arbeit von Friedrich Andrae über Warmbrunn, die Gesellschaft eines alten schlesischen Bades.

Von einer bewußten Kultivierung des Badelebens, seiner Gesellschaft und ihrer Aufenthalts- und Vergnügungsmöglichkeiten kann man erst seit etwa 1800 sprechen. Bis dahin fehlte es ebenso an einem Zentrum des Badelebens in Form eines Gesellschaftshauses wie an einer einigermaßen charakteristischen Badegesellschaft selbst, den denkbar primitivsten Wohngelegenheiten gesellte sich der Mangel an Vergnügungen und Abwechslung zu. Besser als spätere Chroniken oder dichterische und wissenschaftliche Elaborate vermag ein Plan des Ortes aus den Jahren 1745 bis 1775 den Verweis dafür zu erbringen, wie wenig Ansprüche der nach Warmbrunn kommende Fremde an den Ort und die Bequemlichkeiten seiner Häuser stellen durfte. Fachwerk überwiegt für die Bauweise allenthalben. Zweistöckige Gebäude gehören zu den Seltenheiten. Grünanlagen fehlen vollkommen. Die heut noch auffallende Engigkeit des eigentlichen Ortskernes an den Bädern beiderseitig des Bades, die Gedrängtheit der Häuser und die Winklichkeit der Straßen muß einem Badepublikum, das sich nicht unerheblich aus der Aristokratie des Ostens zusammen-

setzte, anscheinend genügt haben, obwohl dieses Publikum gelegentlich mit nicht unbeträchtlichem Aufwand an Dienerschaft nach Warmbrunn kam. Lieft man die Urteile der Zeit, so wohnte man in der Tat ebenso schlecht, wie man schlecht und dabei teuer verpflegt wurde. Auch darüber gibt der genannte Plan Aufschluß, wenn man die für einen Fremdenort geringe Zahl von Gasthöfen feststellt. Berücksichtigt man endlich die Unwegsamkeit des Gebirges, das zu besteigen als ein waghalsiges Unternehmen statt als erholender Ausflug betrachtet wurde und bedenkt man die stete Hochwassergefahr, die der das Wohnviertel durchfließende und damals unregulierte Bades mit sich brachte, so wurde gewiß der Entschluß zu einem Badeaufenthalt in Warmbrunn weniger vom Wunsch des Reisenden als von der Verordnung des Arztes abhängig gemacht.

Allerdings darf man nicht vergessen, daß der Mensch des 17. und 18. Jahrhunderts mit dem Begriff des Verreisens den der Unbequemlichkeit unbedingt verband. Die Straßen waren schlecht, die Postwagen ungefedert und das Logis allenthalben in elendem Zustande. Diese Genügsamkeit des Reisenden will uns heut ebenso unbegreiflich erscheinen wie die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Menschen einer sozialen Klassifizierung unterordneten, die auch vor dem Leben im Badeort nicht Halt machte. Waren doch die Warmbrunner Badegäste in drei Gesellschaftsschichten: Adel, Bürger und gemeines Volk geteilt, die sowohl im Bad wie beim Essen streng geschieden wurden. Der Hochmut der adligen Oberschicht erregte ebenso den Reiz des Bürgertums wie dieses sich nicht genug tun konnte, es dem Adel gleichzutun in Kleidung und Benehmen, so daß die Kluft zwischen gemeinem Volk und Bürger um nichts geringer war als die zwischen Adel und Bürger.

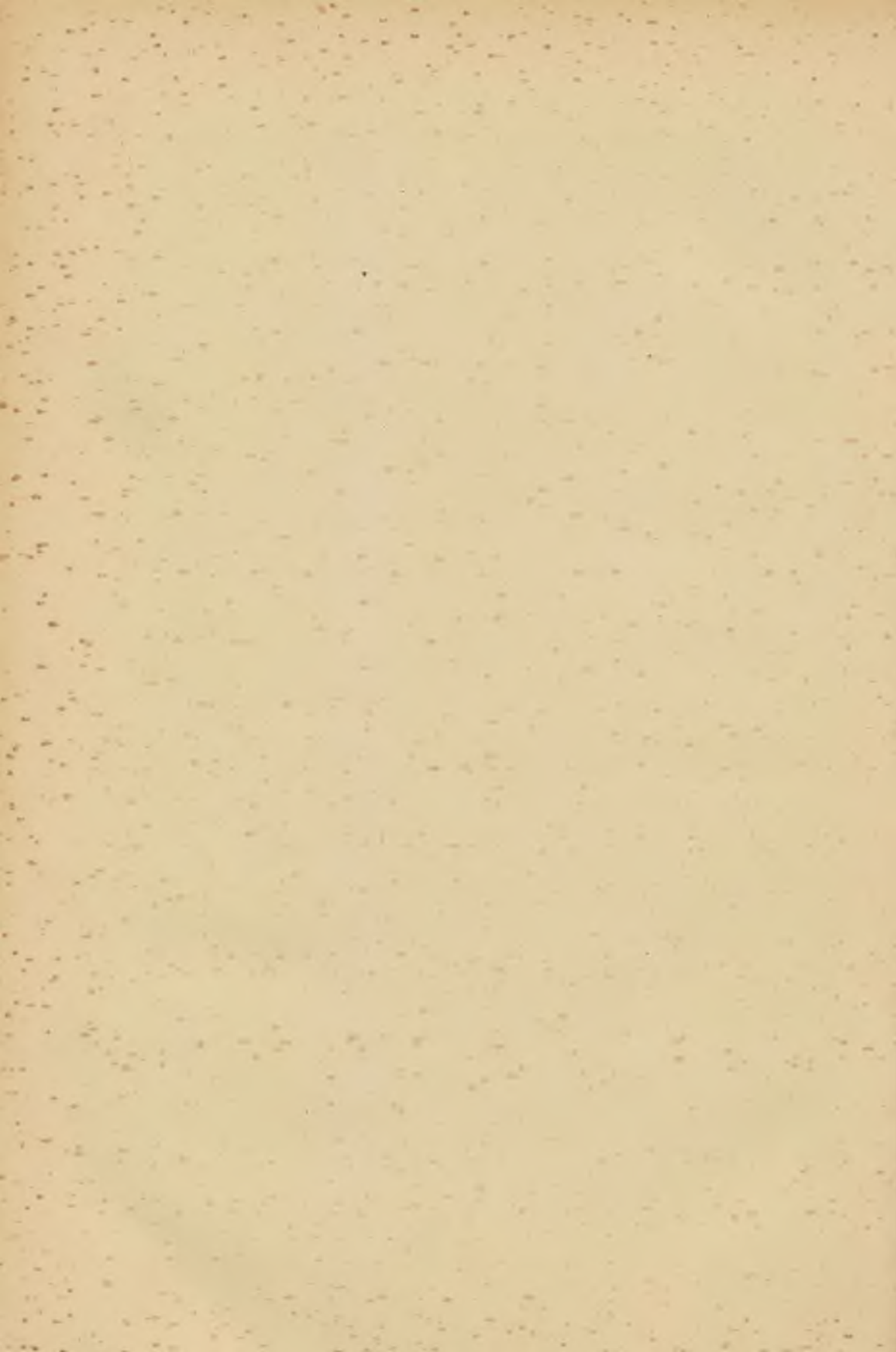
An all diesen Tatsachen gemessen, kann man den allgemeinen Wandel, der um 1800 einsetzte und der von einer bewußten Kultivierung des Badelebens sprechen läßt, nicht hoch genug einschätzen.

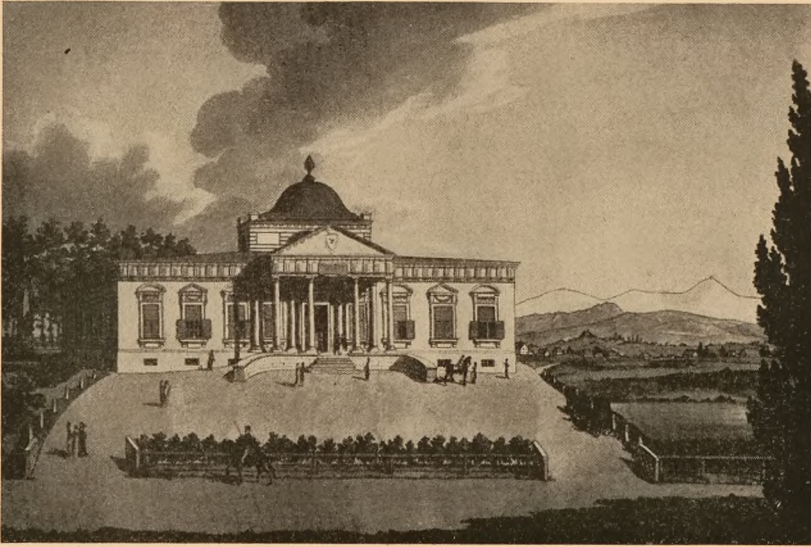
Um diesen Wandel herbeizuführen, wirken allgemeine und lokale Momente zusammen. Unter dem Einfluß der Revolution und des



Tänzerin







Die „Galerie“ in Bad Warmbrunn / Aquarell von Pex, 1800

Zusammenbruchs Preußens wird das aristokratische Prinzip der ständischen Klassifizierung durch das demokratische Prinzip der geldlichen Gruppierung abgelöst. Anfangs auf das gleiche Resultat hinauskommend, beginnt doch damit eine Revellierung, die das gesellschaftliche Badeleben allmählich grundlegend ändert. Dem entspricht es, wenn in den Interessen des Besitzers das egozentrische Luxusbedürfnis von einer neuen sozialen Gesinnung verdrängt wird. Ohne seine isolierte Stellung wesentlich zu ändern war es doch bedeutend mehr als eine Geste, wenn seit 1797 der Graf mit Bauten und Anlagen aller Art dem Bad Warmbrunn ein neues gesellschaftliches Zentrum und damit zugleich neue bauliche Achsen schuf. Freilich erfolgt dadurch eine allgemeine Steigerung der Ansprüche, doch nicht zum Schaden des Ortes, der dadurch sein ehemals dörfliches Aussehen rasch in das eines Badeortchens mit massiven Häusern, Läden, Gasthäusern und Gärten verwandelt. Doch auch innerhalb der Kurgäste vollzieht sich eine Wandlung. Es überwiegt mehr und mehr das preußische Element, nicht zuletzt der preußische Beamte und damit Berlin. Mit dem erwachenden Gefühl für die Landschaft kommt das Riesengebirge in Mode, wobei der Hof tonangebend wird. Man kommt auch nach Warmbrunn mit der Absicht, diese Natur zu genießen, so daß deren Erschließung durch Anlage von Ausflugs-

punkten und Ausflugsorten die Folge ist. Endlich hebt sich mit dem zunehmenden Maß an Bildung das geistige Niveau dieser Gesellschaft, die auch im Bade den Ton der Berliner Salons nicht ganz entbehren mag, so daß sich, zudem angezogen vom Ruf der Salons in den königlichen Schlössern oder dem des Rheden'schen Schlosses in Buchwald oder des Schaffgotsch'schen in Warmbrunn, eine große Zahl von Geistesgrößen der Kunst und Wissenschaft in Warmbrunn einfindet.

Dem Zusammenwirken dieser Faktoren verdankte bis vor kurzem Warmbrunn sein Gesicht, dessen Züge so unveränderlich erschienen, daß man ganz allgemein kaum noch an eine Verjüngung glaubte. Doch seit sie eingetreten, ist Geschichte geworden, was bis dahin als Stillstand — kritisch betrachtet als Rückschritt — erschien. Und schon will das eben noch Getadelte mit dem Schimmer der guten alten Zeit umkleidet sein!

Versucht man sich dies Warmbrunn des 19. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen, so fällt zuerst die bauliche Haltung des Ortsbildes auf. Mit dem Schloßbau des Grafen war die Epoche des feudalen Eigennutzes gleichsam abgeschlossen. Ihm folgte der Bau des Douchehauses, der bei gesteigerten Ansprüchen den Kranken Einzelwannenbäder ermöglichte, ohne jedoch den Rahmen des Althergebrachten wesentlich zu erweitern. Immerhin gab diese nicht eben glückliche architektonische Leistung dem historischen



Der ehemalige Brunnenplatz in Bad Warmbrunn.
Lithographie von Sittl, um 1820

Brunnenplatz einen neuen Abschluß, der als durchaus modern empfunden in alle Lithos und Brunnenglasmalereien übergeht.

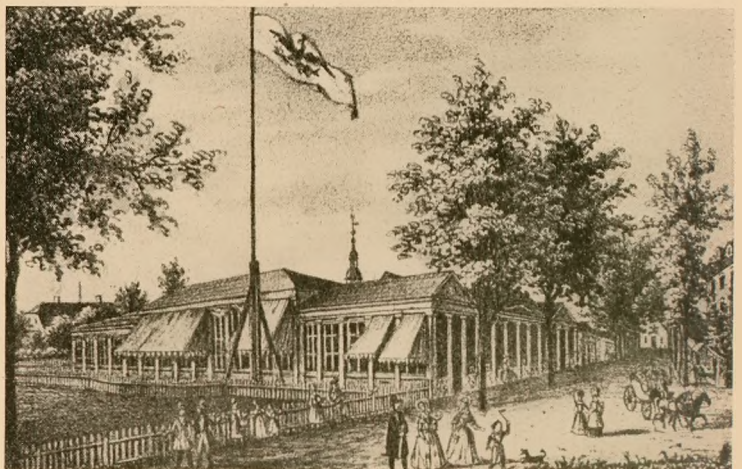
Viel bedeutamer war jedoch der Plan des Gesellschaftshauses der „Galerie“. Nicht nur die Qualität des Gebäudes, dessen edle klassische Formgebung Würde mit Heiterkeit, Ernst mit Fröhlichkeit verbindet, ist kennzeichnend, sondern die Stellung am Ende der sogenannten Pappelallee erschließt die große Nord-Südachse und wird damit maßgebend für die Entwicklung des Ortes nach seiner eigentlichen Front, der dem Gebirge zugekehrten Südseite. Alle späteren Bauten, Theater und Kurjaal, gruppieren sich um diese Achse, die zugleich das ideale Rückgrat des Kurparks wird.

Mit diesem Gebäude erhielt die Gesellschaft des Bades ihr bislang kaum entbehrtes, nun nach der Sprengung der ständischen Fesseln notwendiges Zentrum. Hier traf man sich, um die seit 1816 erscheinende Kurliste einzusehen und etwaige Befannte zu ermitteln, die Table d'hôte vereinigte den besser situierten

Teil des Badepublikums. Das Billardspiel bedeutete in diesen Räumen die harmlosere Unterhaltungsförm, hier aber stand auch für kurze Zeit der Hazardisch und gab durch das Spiel dem Bade einen mondanen Anstrich. In den beiden großen Sälen fanden Reunions, Konzerte und Picnicks statt, so daß die Inschrift über dem Eingang

„Dem Vergnügen der Badegäste“ vollauf hielt, was sie versprach.

Jahrelang stand dieses Bauwerk etwas isoliert auf fast freiem Feld, langsam wuchsen jedoch die Anlagen heran und schlossen mit den Parkweiterungen nach Westen und Süden, in denen der neue englische Geschmack aufs schönste zur Geltung kam, den Kuppelbau mit Baumgruppen, Blumenrabatten und verschlungenen Pfaden ein. Die ländliche Schweizerei durfte in diesem Park ebenso wenig fehlen wie die Wippe und die Waffelbaude, an deren Stelle das Etablissement „Kurjaal“ trat. Und seit unter einem Pilz



Die Waffelbaude (das ehem. Kurhaus) Farb. Lithographie, um 1860



Der ehemalige Gasthof „Zum schwarzen Adler“
am Eingang zur Kurpromenade / Kol. Lithographie, um 1840

regelmäßig Kurkonzerte abgehalten wurden, entwickelte sich ein Leben, das, vollkommen verschieden von den bisherigen Gewohnheiten, Beziehungen zwischen allen Schichten des Publikums ermöglichte.

Die Krönung des Ganzen, das nun schon die Bezeichnung „Kurpromenade“ verdiente, bildete das 1836 im Schinkelgeist erbaute Theater, das als Bauwerk ungeteilte Bewunderung der Provinzpresse erntete. Schon im 18. Jahrhundert war in Warmbrunn Theater gespielt worden, so daß keine der bekannten schlesischen Theatertruppen dem Warmbrunner Badeleben fernblieb, doch waren die Bühnen und Zuschauerräume so elend, daß die Theaterabende nur der Volksbelustigung dienten. Nun wurden sie zu gesellschaftlichen Ereignissen, die den Fuß der Frauen wie die Eleganz der Männer voll zur Geltung brachten und dem Publikum eben jene wichtige Rolle zuwies, die zu spielen es stets bereit ist. Und wenn der „Star“ dieser ersten Theaterjahre, Carl von Holtei, auftrat, so wurde er zum Mittelpunkt einer Gesellschaft, die bis dahin ängstlich und hochmütig die Berührung mit dem fahrenden Bühnenvolk vermieden hatte.

Wie sich so in den Bauten des Gräflichen Besitzers der Geist des beginnenden 19. Jahrhunderts spiegelt, so werden die Häuser des Ortes, die der Aufnahme der Badegäste dienen, zu beredten Zeugen des damaligen Lebens. Gewiß sind sie vom Standpunkt heutiger Wohnkultur bescheiden genug, aber über ihnen liegt der undefinierbare Reiz

einer erholsamen Behaglichkeit, der den Städter mit dem entspannenden Bewußtsein von Zeit- und Ruhehaben erfüllte. Hat die Lage der Häuser zueinander etwas gleichsam regelloses, sorgloses, das innerhalb der Planmäßigkeit ostdeutscher Siedlungsweise besonders auffällt, so macht gerade diese Wohllosigkeit einen Teil der Besonderheit des Badelebens aus. Die meisten Häuser blieben dem Typ des schlesischen Bauernhauses treu. Belagert und einstöckig trennt der mittlere Gang die ebenerdigen Zimmer zur Rechten und Linken. Die Wände sind zwar massiv gebaut, aber die Fenster bleiben klein und die Türen niedrig. Zum Dach oder Obergeschoß führt eine steile Holzstiege und damit zu noch niedrigeren, aber umso freundlicheren Mansardenzimmern. Doch was diese einfachen Häuser von den Bauernhäusern unterscheidet, ist die Sauberkeit, der biedermeierische Hausrat, sind die hellen Fenster-
vorhänge vor hängenden, gewölbten Scheiben und im äußeren die dem Eingang vorgebaute weinumrankte Laube, der von Buchsbaumrabatten eingefasste Vorgarten mit leichten, holzgegiterten Sommerhäuschen, dem grüngefächerten Staketenzaun mit seinen kugelgekrönten Torpfeilern.

Sind diese Häuser gewissermaßen dem Wohnbedürfnis des Badeortes angepaßt, so sind die Neubauten der Zeit auf die Besonderheiten der Fremdenbeherbergung geradezu zugeschnitten. Der Mittelgang wird zur Halle, die Treppe ist bequem und licht, die Zimmer sind höher, die Fenster größer,



Gasthaus „Zum Goldenen Löwen“ in Bad Warmbrunn.
Aquarell, um 1880

Die Lauben verglast und geräumig. Die Notwendigkeit der Aufteilung in Apartments bildet das zweigeschossige Haus ebenso wie den Zimmertyp mit Alkoven — es entsteht ein Mittelglied zwischen Privathaus und Gasthaus, das Fremdenheim. Man ist nicht ganz zuhause, ohne die Bequemlichkeiten des Zuhause zu entbehren. Außerlich ist die biedermeierische Behaglichkeit der Situation um eine Nuance repräsentativ abgeschattiert, so daß man den Türgriff mit leichter Befangenheit niederdrückt.

Indem die Schinkelzeit diesen Haustyp noch ein wenig italienisch färbte, entstand die Gattung der Villa, die im besten Sinne des Wortes den engen Norden mit der Weite des Südens verbindet und dem Wohnen im Badeort eine idealisierende Verklärung gibt, der Zypressen und Tazus, Lorbeerfübel und Oleander eine Art Realität vor-täuschen sollen.

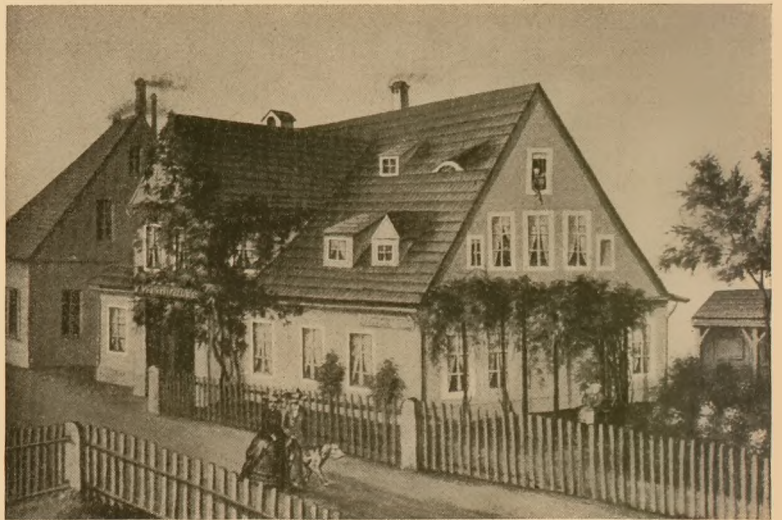
Das Gasthaus wieder-

holt im vergrößerten Maßstab diese Psychologie der Entwicklung. Dem holzgebauten einstöckigen Kretscham, der die Atmosphäre der Fuhrknechte atmet, folgt der seriöse, großgeschlichte Barockbau städtischer Provinzprägung, der von dem kleineren und behaglicheren Biedermeiertyp abgelöst wird, um in den gequartelten italienisierenden Hoteltbau mit flachgeneigtem, weit überstehendem Dach, mit Balkon und Vorhalle einzumünden.

So wie der Mensch mit seinem Namen gleichsam schicksalhaft verbunden ist, so sind auch diese Häuser undenkbar ohne ihre Namen — die zugleich Zeugnis ablegen von

der Herkunft der Fremden: „Stadt London“, „Stadt Rom“, „Berliner“ oder „Breslauer Hof“, wie von alter Gasthaus-tradition: „Goldener Stern“, „Anker“, „Pfeil“, „Bogen“, „Goldene Krone“, „Goldenes Zepher“, um schließlich der Phantasie und den Wünschen der Gäste Vorschub zu leisten mit Namen wie „Grüner Baum“, „Blauer Himmel“, „Grüner Kranz“, „Goldene Aussicht“.

Inmitten eines solchen Ortes und vor dem Hintergrund seiner dem Badeleben dienenden Baulichkeiten versammelte sich all-



Das ehemalige Haus zur Weintraube in Bad Warmbrunn.
Aquarell von Simon, Breslau, um 1880



Blick vom Scholzenberg auf Bad Warmbrunn.
Kop. Lithographie von Knippel, um 1860

jährlich ein Publikum, das für die kurze Zeit der Sommermonate die Straßen und Plätze, Häuser, Gast- und Vergnügungstätten mit dem Abglanz der großen Welt erfüllte. Mit großem Meinemachen und Auslüften von Zimmern und Betten, Bekieseln der Wege und Bepflanzen der Beete und Blumentästen beginnt das späte Frühjahr, alles ist voll Eifer und Hoffnung auf Verdienst und Arbeit — wenige Monate später verstummen Musik und Leben, schließen sich die Läden und Türen — die Stille wird in einem für die zurückbleibende Einwohnerschaft zu großen Ort noch fühlbarer, die Ruhe noch bewußter.

Und doch bleibt ein Etwas von den Gästen des Sommers unsichtbar und doch spürbar zurück — man lebt nicht nur von dem, was sie an Geld zurückließen, man lebt auch vom Geist und den Besonderheiten ihres Wesens. So sind die Namen der Prominenten mit dem Ort verbunden geblieben und verleihen ihm einen Abglanz ihrer Bedeutung. Gerade das Warmbrunn des beginnenden 19. Jahrhunderts zehrte gern von solchem Ruhm, wenn es sich in E. T. A. Hoffmanns Novelle „Spielerglück“ widergespiegelt sah oder sich in Tagebüchern Goethes erwähnt fand. Denn daß ein Besucher des Riesengebirges niemals an Warmbrunn vorübergegangen wäre, ist bei dem Ruf des Badeortes ebenso begreiflich, wie andererseits die komfortable Eleganz, die das Badeleben erwarten ließ, als angenehmer Ausgleich nach den Unbequemlichkeiten einer Gebirgs-

wanderung empfunden wurde. Diesem Umstande verdankte der Ort den kurzen Besuch Theodor Körners, der Maler Caspar David Friedrich und Georg Kersting und des Romantikers Carl Gustav Carus.

Gerade diese bildenden Künstler sind gewiß nicht achtlos an den feinen Reizen eines Ortes vorübergegangen, der, inmitten ebener Wiesen verträumt hingebreitet, die Kulisse des Gebirges als dominierenden Abschluß von der Natur erhalten hat. Vom Landhausgarten hat Friedrich hier die Studie zu einem Riesengebirgsbild in Christiania gezeichnet, die als schönstes Denkmal der hohen Kunst für Warmbrunn gelten kann. In späterer Zeit haben zwei biedermeierische Reporter das Gesicht Warmbrunns der Nachwelt überliefert und zwar der eine, Köller, um 1820 bis 1830 die Köpfe der Badegesellschaft in ebenso feinen Zeichnungen, wie der andere, Arthur Blaschnick, um 1860—80 die Landschaft und das Ortsbild. Gerade die Bleistiftzeichnungen Blaschnicks gehören mit zum zartesten und feinstempfundenen, was an malerischer Poetik in jene stille, besonnte Wiesen- und Schilflandschaft Warmbrunns hineingelegt wurde. Und das von einem Manne, der, jahrzehntelang in Rom lebend, der Mittelpunkt der deutschen Künstler war und in dessen Herz noch der hochgespannte Idealismus der Nazarener lebte.

Nur gelegentlich traf sich in Warmbrunn für längere Zeit ein Kreis bedeutsamer Geister, so daß die intimen Dichterabende

in der Galerie, die E. T. A. Hoffmann mit dem Hirschberger Dichterpaa'r Contessa und dem Saganer Dichter Weisslog zusammenführten, doch wohl als Ausnahmen des sonstigen geselligen Lebens zu bezeichnen sind. Nur noch Carl von Holtei glückte es, eine Art gesellschaftlicher Mittler zwischen den verschiedenen Kreisen der Warmbrunner Badegesellschaft zu werden und durch die Kunst Gegensätze zu überbrücken und das Eis des adligen Hochmuts zu schmelzen.

So wie der Ort erfüllt bleibt von der Atmosphäre seiner Sommer- und Kurgäste, so ist er ebenso bemüht, sich selbst bei seinen Besuchern auch über die Zeit ihres Aufenthaltes hinaus dem Gedächtnis einzuprägen. Das hierfür geeignetste Mittel bleibt das Bild, wobei Kupferstich und Lithographie, Guckkastenbild und Moosbild ebenso beliebt sind wie die auf Gläser gravierten und auf Tassen und Porzellan gemalten Ansichten der Bäder, der Ausflugsorte und des Riesengebirges. Von jeher war Warmbrunn ein Mittelpunkt für derartige Produkte eines hochentwickelten Gewerbefleißes wie einer volkskunstmäßigen Andenkenindustrie, wobei die Naivität der Wiedergabe und die Primitivität der Mittel jene belustigende Mischung von Geschmack und Kitsch hervorgebracht hat, die diese Gegenstände mit dem Hauchiedermeierischer Behaglichkeit umgibt.

Es sind in der Tat sehr reizende Dinge, die man sich so, vom Badeaufenthalt in seine Wohnung zurückkommend, über dem Sofa aufhängen oder in der Servante aufbewahren konnte. In süßlich-sanften Tönen erstrahlen

die Konturen des Gebirges mit dem davorliegenden Ort oder sind die Gebäude um den Brunnenplatz gruppiert — noch beliebter waren jene illusionistisch plastischen Bilder aus Pappe, Korl, Moos und Rinden, die die Buntheit der Farbe mit dem Relief der Tiefenstaffelung verbanden. Im Grunde ist das Niveau der gravierten Gläser künstlerisch nicht besser, nur das hier die technische Leistung eine höhere Bewertung zur Folge hatte. Die farbige Malerei auf Glas oder Porzellan vermochte auch hier die erwünschte Illusion der Motive noch stärker zu betonen. Jedenfalls wurde der Zweck erfüllt, indem der Kurgast eine Erinnerung mitnahm und die Warmbrunner Handwerker ein gutes Stück Geld verdienten — für die heutige Zeit aber blieb ein vielgestaltiges und stets originelles Abbild des Ortes erhalten.

Gelegentlich aber gravierte der Meister auf solch ein Glas einen sinnigen Spruch, auch gab wohl der Auftraggeber irgendein beziehungsreiches Verslein an, mit dem er auf gemeinsam verlebte Stunden oder eine neue Freundschaft anspielen wollte. Und dann wird in der Erinnerung erst wahrhaft verklärt, was im Augenblick des Erlebens gewiß nicht frei von Unvollkommenheiten war. So mag es wohl auch uns gehen, die wir uns hent jene Zeit vorzustellen suchen. In Wort und Bild haben sich die nur angenehmen Züge erhalten, so daß von der Vergangenheit des alten schlesischen Bades der Spruch eines Warmbrunner Brunnen-gläses Recht behalten mag: „Das waren mir selbige Tage.“



„Mitbringsel“ aus Bad Warmbrunn.

Von links anfangend: Decktasse mit Ansicht des Scholzenberges. Mitte 19. Jh. — Überfangglas mit Emailmalerei „Blick auf Warmbrunn“. Mitte 19. Jh. — Tasse (Berlin) mit Ansicht der Galerie. Anfang 19. Jh. — Decktasse mit Ansicht des Gasthauses „Zum Dammbirch“. Mitte 19. Jh.



„Klein-Elsche“ ist nicht schüchtern, bloß furchtbar verlegen.
Drum dreht es die Händchen in die kleine Schürze.

Schwälmer Dorf-Idylle

Von Hans Rehlaß

Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

Nun bin ich wieder einmal auf einer hessischen Reise in das entlegene Schwalmthal gelangt. Ich liebe es seiner Bewohner wegen, die treu an ihrer farbenprächtigen Volkstracht festgehalten haben, sowohl Männer wie Frauen. Ein gesunder Bauernstamm ist es, der in den Sitten seiner Vorfahren festwurzelt wie Erz in Stein.—

Kirmes soll in den nächsten Tagen hier im Dorf sein. Die Gastwirthstochter, die

dunkelhaarige Aunkatrin, will mich diesmal durchaus nicht aufnehmen und bleibt bedauernd dabei: „Dös ia aber schod, es is oalles besetzt“ . . ., bis ich auf den rettenden Gedanken komme, sie solle doch mal in den Nachbarshäusern nachfragen, ob ich dort nicht unterkommen könne. Allerdings ist es keine Kleinigkeit, sich mit einem richtigen Schwälmer Bett abzufinden. In der Stadt würde man aus solchem Deckbett vier Deck-

betten machen. Ich versinke förmlich in einem Gebirge von Federkissen. Aber auf Reisen gewöhnt man sich an alles.

Meine ganze Freude ist das jüngste Töchterchen meiner freundlichen Quartiersleute, Klein-Eltsche. Sowie mich das kleine vierjährige Ding erblickt, wird es furchtbar verlegen, ist aber durchaus nicht schüchtern. Es dreht die Händchen in die kleine Schürze, aber gibt mir auf jede Frage Antwort.

Ich sitze nach dem Frühstück im Gasthaus am Fenster und lasse das bunte Werktagstreiben auf der breiten Dorfstraße an mir vorbeiziehen. Kein städtisch gekleideter Mensch ist zu erblicken, alles geht noch in der althergebrachten Tracht. Die Männer in langen Kitteln und mit flachen Filzhüten. Ganz originell wirken die Frauen mit den vielen kurzen Röcken und den unvermeidlichen Haarknoten mitten auf dem Kopf.

Klein-Eltsche muß mich am Fenster erblickt haben, denn plötzlich kommt sie mit ihrer Großmutter, einer weiß-

haarigen Schwälmerin, zu mir herüber ans Fenster — — „Sie wollte durchaus den Berliner Onkel besuchen“, sagt die Großmutter, und wir unterhalten uns aus dem Fenster heraus. Immer wieder muß ich das prächtig geschnittene Gesicht der Alten anschauen. Nichts Bearbeitetes in den Gesichtszügen, wie man es sonst bei Bäuerinnen, die nur harte Arbeit kennen, häufig findet, fein und glatt, nur Würde und Güte spricht daraus.

Überhaupt die Schwälmer Bauernköpfe, die sind wert hervorgehoben zu werden, vor allem bei den älteren Männern. Natürlich im Ausdruck, die Züge wie von Künstlerhand gemeißelt, sind sie sich wohl bewußt, die würdigen Vertreter eines alten, kernigen Bauerngeschlechtes zu sein.

Drüben öffnet sich plötzlich die Haustür. Eine dürre, fast zwei Meter lange Gestalt tritt heraus, im langen, schlotternden und verblichenen Kittel und den unvermeidlichen Filzhut auf dem Kopfe. In der Hand trägt sie eine lange Angelrute. „Das ist der alte Ritter“, sagt die Groß-



Der alte Ritter kennt mit seinen 86 Jahren nur noch eine Leidenschaft, nämlich das Angeln



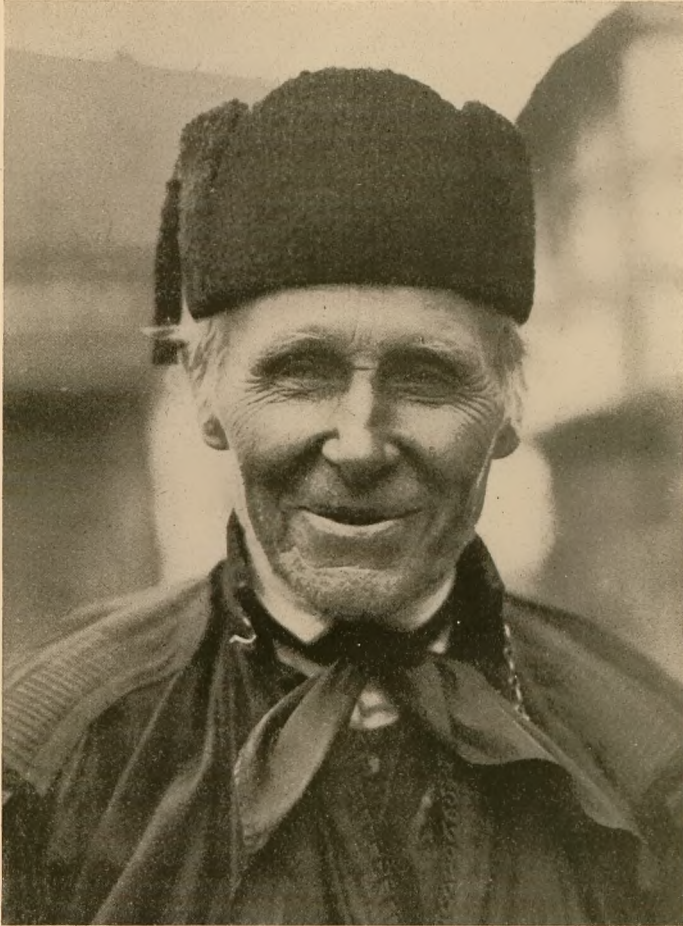
Schulmädels

mutter, „der hat mit 86 Jahren nur noch eine Leidenschaft, nämlich das Angeln.“

Anderntags stehe ich gerade vorm Gasthaus, als mir von drüben aus dem obersten Fenster der alte Ritter einen Guten Morgen wünscht. Als ich näher komme, sagt er: „Ach, Sie sind ja gar nicht der Baron K., Sie haben aber dieselben Hosen an“. (Es ist der Gutsbesitzer unweit des Dorfes, und der geht scheinbar auch in Knickerbockers.) Als er hört, ich sei Berliner, kommt er herunter, und wir unterhalten uns wie gute, alte Bekannte. Stolz erzählt er mir, er habe bei den Braunschweiger Totenkopfhusaren gedient und Siebzig mitgemacht. „Wissen Sie, auch bei der großen Schlacht bin ich dabei gewesen — Gott, wie war bloß noch der Name — wir wurden fast aufgerieben — mein Gedächtnis läßt

mich jetzt manchmal schon im Stich — die Stadt hatten wir ganz umzingelt“ — „Sedan?“ helfe ich ihm nach. — „Ja, ja, richtig, bei Sedan war's.“ Wir sind trotz der Verwechslung die besten Freunde geworden, vor allem, als ich ihm beim Angeln in der Schwalm half, die Regenwürmer aufzuziehen.

Luftig war's, als ich einmal die Schulkinder vor dem Schulhaus photographieren wollte. Kaum sehen sie meinen Apparat, spritzen sie alle husch, husch auseinander. Ich sah einen Augenblick noch die flatternden Bänder ihrer roten Käppchen, und dann stand ich allein vor dem Schulgebäude. Aber von oben aus dem Fenster lachte eine Stimme: „Das müssen Sie schon anders anfangen, wenn Sie die Kasselbande bekommen wollen. Wenn Sie den Kindern Bilder schicken, will



Heinrich Pfalzgraf vom Schönberg
gilt als der schlaueste Mann im Dorfe

ich sie gern herbeirufen.“ Und als der Lehrer dabei ist, wollen sich mit einem Male alle aufnehmen lassen.

So vergeht ein Tag nach dem anderen, und die Kirmes rückt immer näher. Ich bin schon ganz heimisch im Dorf geworden. Eines Nachmittags komme ich gerade dazu, wie Klein-Elische ihren Sonntagsstaat für die Kirmes angeprobt bekommt. Im schmalen, langen Hemdchen, was unter den Rücken hervorgucken muß, steht sie auf der Kommode und ist stolz darauf, daß ich ihre Tracht bewundere. Nun bekommt sie ein Röddchen nach dem anderen übergezogen. Beim

fünften frage ich: „Na, wie viele denn noch?“ Bloß zwei noch, lacht die Mutter. Schnell das „Knöppding“ noch angezogen, das Käppchen auf, und ein allerliebstes Schwälmer Püppchen ist fertig. Genau so, wie die erwachsenen Mädchen ist sie angezogen, selbst die Schnallenschuhe und die nettischen Strumpfbänder fehlen nicht.

Die ganzen Abende habe ich im Gasthaus mit dem alten Pfalzgrafen vom Schönberg — die Vatersnamen Pfalzgraf und Ritter sind hier sehr häufig — und dem Wirt zusammengesessen. Immer wieder mußte ich mir seinen pracht-

vollen Kopf anschauen, aus dessen Augen der Schalk nur so bligte. Für mein Leben gern hätte ich ihn photographiert. Zu fragen traute ich mich aber nicht, weil ich fürchtete, eine Abfage zu bekommen. Als ich mal ganz leise auf den Busch klopfte und fragte, ob ich mir mal seinen Webstuhl anschauen könnte, sagte er abweisend, er hätte nichts eingespamit. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich, zum Ziel komme ich doch noch. Wie der Wirt mir versichert, gilt der Heinrich Pfalzgraf als der schlaueste Mann im Dorf. Hat jemaud irgendeinen Rechtsstreit, so wird er immer erst den Pfalzgraf um Rat fragen, ehe er einen Rechtsanwalt in der Stadt aussucht. Es ist auch ganz erstaunlich, wie belesen der alte Mann ist. Gesprächsweise kamen wir einmal auf den Spreewald, und ich wollte ihm die Verhältnisse dort schildern. . . . „Weiß schon“, winkt er ab, „dort teilt sich die Spree in dreihundert Arme und die Leute fahren alle in Kähnen.“ Ich war einfach platt. Nach einigen Tagen sagt er abends beim Abschied ganz aus sich selbst heraus: „Wenn Sie Lust haben,

können Sie morgen vormittag zu mir heraufkommen, den Webstuhl habe ich jetzt in Betrieb.“ Es war ein netter Vormittag oben am Schönberg, als er mir seinen zweihundertjährigen Webstuhl erklärte und vorführte. Schließlich sagte er ganz nebenbei: „So, nun holen Sie man Ihren Apparat, Sie wollen mich doch photographieren. Ich habe es gleich gemerkt, bloß ich lasse es sehr selten zu.“ Ordentlich stolz bin ich auf diese Ausnahmen.

Und dann fing die Kirmeß an. Ein Volksfest im wahrsten Sinne des Wortes. Das ganze Dorf feiert diese vier Tage. Vier Tage fließt bei den jungen Burschen der Alkohol in Strömen, an vier Tagen wird von Mittags bis Mitternacht teils im Freien unter der Dorflinde, teils auf dem Tanzboden getanzt. Das reizvollste daran ist die malerische Umrahmung durch die farbenprächtige Volkstracht der Schwälmer Bauern. Man hält, wenn man es nicht selbst erlebt, kaum für möglich, daß es so etwas in Deutschland, zumal in unserer heutigen nüchternen Zeit, überhaupt noch gibt.



Kirmeßtag unter der Dorflinde



Blick auf den Illimani.
Nach einem Aquarell von A. Röpnack

Cordilleren-Romantik

Mit bolivianischen Reitern in Regionen von 4000 und 5000 Metern Meereshöhe

Von Major a. D. Röpnack
Mit sieben Abbildungen

Wir waren Stunden um Stunden geritten, hatten gehungert, gedurstet, gefroren, wie Tage und Nächte zuvor, als wir uns der zackigen, blauen Horizont-Barriere im Osten, der Cordillera Real, näherten.

Eine mühevollte Feldarbeit von Wochen — Geländevermessung und Erkundung von Wegen und Wasserstellen für ein in Aussicht genommenes Manöver der 1. bolivianischen Division — lag hinter uns. Jetzt strebten wir aus der gelben Einförmigkeit der ebenso heißen wie bitterkalten Hochebene zwischen den beiden von der argentinischen Grenze nach Norden streichenden Andenzügen heraus, um in den bunten Falten und Spalten der Hochcordillere zu verschwinden.

Hinter uns her segte pfeifend und heulend ein eisiger Tornado. Große und kleine Steine peitschte er durch die Luft, dicke Sandfäulen wirbelten ihm voraus; zweihundert, dreihundert Meter bäumten sie sich auf, um dann

aufgelöst vom Sturmwind mitgerissen zu werden. Und dann folgte strichweise, da wo sich pechschwarze Ballen in dem weißen, gelben und grauen Staubgewölk kennzeichneten, der wuchtige Hagelsturz mit Eisstücken von Talergöße.

Die müden Tiere, die uns trugen, trabten von selbst noch einmal an, um schnell Schutz zu finden in dem Corral eines armfeligen Indianer-Ranchos, der einsam in der weiten Steinwüste lag. Hier ließen wir, in Reitermantel und Poncho gehüllt, den Sturm verbrausen. Nach einer Stunde war alle Bewegung, alles Rasen vorbei. Tiere und Menschen krochen aus ihren Verstecken und schüttelten den dicken Staub vom Körper. Als wir die sandigen Augen öffneten, lag die sonnige Unendlichkeit, die trodene, schwermütige Einförmigkeit der Steppe bereits wieder leblos vor uns. Über dem harten, ausgedörrten Boden flimmerte die knappe, sauerstoffarme Luft.



Verwitterte und ausgewaschene Moränenwand

Das ist das Schicksal dieser zwischen der Ost- und West-Cordillere hochgestauten, gewaltigen Ebene, daß sie vermöge der dünnen, klaren Luft, der dauernden nächtlichen Ausstrahlung, bei einer Höhenlage von fast 4000 m — trotz tropischer Zone — ewig unwirtlich und unfruchtbar bleiben muß. Dazu wird sie hart getroffen von den Wirbelstürmen, die aus den verschiedensten Zuglufen und Gletschergebieten der beiden Cordilleren orkanartig hervorbrechen. Hier auf dem „Alti Plano“ treffen die heißen und kalten Strömungen heftig aufeinander, versangen sich, stellen sich zum Kampf der Atmosphären!

In dem staubüberschütteten Indianergehöft verblieben wir, fanden wir doch hier eine ersehnte, wenn auch dürre Futterstelle und etwas brackiges Wasser. Die im Rancho hausenden Indios hatten nichts. Für uns und unsere Mannschaft — als Vermessungstrupp zusammengestellt aus 4 Offizieren und 20 Reitern vom Artillerie-Regiment „Camacho“ und vom Maultier-Reiter-Regiment — konnten wir einige Handvoll der wetterharten, dämpfigen Quinoa, einer Hirseart, und von Chuño gegen Hergabe einiger Streifen luftgetrockneten Hammelfleisches, in welchem

sich große und kleine Maden bereits umfangreich entwickelt hatten, ersehen.

Die Würmer störten die Indios keineswegs, essen sie doch mit Vorliebe auch Erdwürmer — Engerlinge —, die sie z. B. beim Kartoffelbuddeln finden, allerdings nachdem sie die Beute auf einem Faden aufgereiht und in der Sonne getrocknet haben.

Der Chuño ist das Brot der Hochlandindianer. Er wird in der Weise hergestellt, daß sie die rohen Kartoffeln eine Zeitlang recht scharf durchfrieren lassen, dann in Wasser mit den durchaus nicht vorher gewaschenen Füßen austreten, an der Sonne trocknen und alsdann durch abermaliges Austreten von der Schale befreien. Die Dauer der Behandlung nimmt zwei bis drei Wochen in Anspruch, dann aber ist er jahrelang haltbar und — für den Indio — genießbar.

Noch bevor die Sonne sank, glimmten einige Feuer zwischen Steinen im Corral. Die Indianerweiber und unsere Indianermannschaft kochten schweigend gemeinsam ab. Blauer Rauch, weiße Asche und übler Brandgeruch von der Taquia, dem trockenen Yamis, dem einzigen brennbaren Stoffe der Landschaft, erfüllte die Luft.



Übergang von der Hochebene zum Hochgebirge (von 4000 zu 5000 m Meereshöhe)

Auch mit dem Alten der Hütte war kein rechtes Gespräch in den Gang zu bringen, obgleich wir ihn mit Cocablättern, die der Indio so leidenschaftlich gern kaut, sichtlich erfreuten und in seiner eigenen Sprache zu ihm redeten.

Es liegt ein sonderbares Schweigen in dieser Steppe und in den Menschen, die hier wohnen. Scheu und verschlossen sind die Indianer seit Jahrhunderten. Scheu und stumm wie ihre typischen Haustiere, die Lamas.

Als die letzten Sonnenstrahlen sich blutrot über das gelbe Grau und das ferne, zarte Blau der Puna ergossen und dabei sich endlich einige leicht gewellte Schwingungen in der sonst so ebenen Fläche durch Schattenstreifen entdecken ließen, saß ich mit meinem

Capitan allein an der Mauer des Corral auf unsern Sätteln. Wir besprachen das Ergebnis unserer bisherigen Arbeit und die Marschrouten, die uns anderntags in die Nordbillere führen sollte. Wärmende Lagerfeuer gab es nicht! Ich sah noch lange in die schnell und kalt aufkommende Nacht, in den unbe-

schreiblich schönen, tief gefassten Sternenhimmel, aus dessen Fülle von Lichtern das Kreuz des Südens mich Nacht um Nacht immer wieder erneut fesselte.

Die Landschaft und die Mannschaft schliefen; in der Hütte lagen die Indianer zusammengerollt auf ihren Lamasellen und Ponchos, feierliche nächtliche Stille und Erhabenheit, göttliche Weite und Größe ringsum!



Monte-Blanco-Gruppe in der Cordillera Real



Flußbett eines Hochgebirgsstromes (Quebrada).

In der Trockenzeit ein Weg durch die Kordilleren, in der Regenzeit ein reißender Strom

In den Pelz gehüllt ging ich noch lange auf und ab und immer weiter; ich kam nicht los von diesem echt südamerikanischen Step-penwunder. Aus weiter Ferne klang plötzlich das heisere Wellen eines Ranchohundes in die winterlich kalte, stille Nacht. Da suchte auch ich mir in einem Mauerwinkel ein Lager, um mich trotz Pelz und Decken hindurchzufösteln durch den Rest der Nacht.

*

Im Frührot des andern Tages klapperten die Hufe unserer Maultiere von neuem über die faulgroßen Steine der Pampa, zunächst an einigen Feldern vorbei, auf denen die Indianer den Versuch gemacht hatten, in diesem öden und undankbaren Gelände Ackerbau zu treiben. Die Steine waren dort zu Haufen zusammengetragen; eine magere Gerste, welche nie zur Ausreifung gelangt und daher den Tieren als Grünfutter dienen muß, und etwas Hirse waren das Ergebnis.

In der Ferne sahen wir die übliche Gata Morgana, die eigenartige Strahlenbrechung des Lichts an der Fläche, die am Horizonte

milchweiße Seen hervorzauberte, auf denen Inseln schwammen und Berge, die gar nicht existierten und die uns bei unsern trigonometrischen und topographischen Messungen so oftmals irreleiteten.

Dann trafen wir wieder große Strecken, auf denen der Salpeter des Bodens herauskristallisiert war. Die Pampaerde ist reichlich davon durchsetzt, wie auch das Wasser im Titicaca-See, ist doch die gesamte Hochebene als ehemaliger Meeresboden anzusprechen, auf dem die großen Seen und Salare nur noch restliche Pfützen sind.

Mittags brannte die Sonne der tropischen Breite und der großen Höhen unerträglich von dem tiefblauen Himmel auf die Steinsüste, so daß wir schnell den Luchrock mit der Khatijade vertauschten. Die intensive ultraviolette Strahlung hatte uns schon längst die Schultern unserer Röcke, die Knie der Reithosen und die Ecken der Filzhüte durchgebrannt, die Augen entzündet, Haut und Haare versengt.

Wieder durchritten wir, wie alle Tage, Stunden um Stunden weite Entfernungen, 70, 80 Kilometer. Und als wir mit dem Sin-



Lamas werden beladen

ten der Sonne den Lagerplatz erkannten, da war uns die Zeit recht schnell vergangen über der wechselnden Fülle der Eindrücke, denn nun befanden wir uns schon hoch oben in den Vorbergen der Cordillere und schauten zurück auf die trostlose und doch so wundervolle Einsamkeit tief unter uns, auf die in der dünnen Luft endlos weit übersehbare

Pampa mit ihren riesenhaften Ausmaßen, mit ihrer großen, unheimlichen Sehnsucht!

*

Am nächsten Tag begann unser Kampf mit dem felsigen Gestein. Tief gruben sich grauenvolle Schluchten ein, senkrecht stiegen Felswände auf, immer höher klimmt mühsam



Indianer beim Tanz in einem Cordilleren-Dorf

und schnaufend die „Tropa“. Es geht bergauf, bergab, durch tiefe Klüfte und Gründe, über halbsbrecherische Grate und Kämme, auf schmalen, spitzsteinigen, oft mit Geröll bedeckten Saumpfadern, auf denen Kehrtwendungen und Ausweichen unmöglich sind, oder weglass Kletternd auf steilen Flächen, die Gefahr des Absturzes dauernd vor Augen. Lange schon waren wir herunter von den Tieren; bald zogen wir die Tiere, dann führten und hielten diese wieder uns und bewahrten uns vorm Absturz. Wir hatten kostspielige Güter, unsere Meßinstrumente, von denen immer einige in Reserve auf diesen gefährvollen Kordillereritten mitgeführt werden mußten, zu hüten.

Hundemüde kletterten und verschnauften wir von Stunde zu Stunde. Dauernd galt es nachzusatteln und Lasten erneut zu verschmüren. Die Luft wurde immer spärlicher, die Tiere zitterten allein unter der Last des Sattels. An Aufsitzen war gar nicht zu denken; die Kolonne war lang auseinander gezogen, die schwächeren Tiere blieben mit ihren Führern unter fortgesetztem Anrufen, Schieben, Treiben weit zurück. Zuweilen kamen wir über hochgelegene, schwer zugängliche Terrassen, welche von einsamen Berg-Aymaras mit Gerste und Kartoffeln bestellt waren; an geschützten Stellen, auf denen sich die abgeschwämmte Erde abgelagert hatte, Stellen, die den Vorzug haben, der Frostgefahr weniger ausgesetzt zu sein. Aber doch war die rote Haut der Indios an den Wangen und Händen vor lauter Kälte bereits in ein tiefes Blauviolett übergegangen.

Gegen Abend hatten wir bei mehr als 5000 Metern die Passhöhe, die Schneegrenze, erreicht; eisiger Wind umtoste unsere erhitzten Körper. Wir waren über 1000 Meter gestiegen, aber Ruhe fanden wir noch nicht. Nur kurze Zeit blieb uns zum Bewundern der erhabenen Gipfelveit, der zahlreichen Parallellketten mit ihren überzuckerten Kämmen, aus denen heraus sich einige besonders hohe Gruppen — die Monte-Blanco-Gruppe und die der drei Kreuze, „Tres Cruces“, im Süden, die Illimani-Gruppe und in weiter, blauer Ferne der Huaina Potosi im Norden — scharf vom gelben Abendhimmel abhoben.

Mühsam ging die Höhentwanderung über Eis und Schnee zunächst weiter, bald hatten wir den nackten Felsen wieder unter den Füßen, bald auch aus all den Rinnsalen der Hänge heraus eine graue Linie entdeckt, die man als einigermaßen gangbaren Pfad ansprechen konnte. Eilig und vorsichtig stie-

gen wir tiefer, durch kurze Dämmerung und dann schnell in das Dunkel der Nacht hinein. Das Ziel war eine den Nordamerikanern konzessionierte Zinnmine bei 4500 m — Arraca.

Wir hatten rechte Besorgnis um die zurückgebliebenen Teile unserer aus 25 Reit- und Tragtieren bestehenden Kolonne. Um so größer war unsere Freude, als diese doch noch — etwa um Mitternacht — restlos in der Mine anlangten, dank der natürlichen Begabung unserer indianischen Naturmenschen, der Soldaten.

In beängstigender Berg einsamkeit hausten hier oben gottverlassen einige wenige Ingenieure verschiedenster Nationalität mit ihren indianischen Bergarbeitern in denbar primitivster Weise. Einer ist auf den andern angewiesen, jahraus, jahrein. Rauh das Klima, wild und kahl die Landschaft, ringsum kein grüner Strauch noch Halm, selbst die Kaktee gedeiht hier nicht mehr. Der Blick gehemmt, der Himmelsausschnitt eng begrenzt. Zum Glück strahlt zumeist eine herrliche Sonne, wenn auch wenig warm, aus einem unendlich tiefen Blau.

Die Verpflegung ist dürftig, meist sind es nordamerikanische Konserven, französische Cognaks oder englische Whiskys, die die „Nahrung“ bilden.

Als Brennmaterial zum Heizen und Kochen dient auch hier der Mist der Lamas, von denen einige Hundert als Transporttiere für die Zinnausbeute auf der Mine gehalten werden.

Das Garlochen der Speisen ist in solchen Höhen keine einfache Angelegenheit. Der Luftdruck beträgt im Jahresmittel nur etwa 450 mm, gegenüber 760 mm in unserer Heimat; demzufolge siedet das Wasser in der hohen Kordillere bei weit niedrigerer Temperatur als bei uns, ohne daß jedoch die Speisen recht gar werden. Man bedient sich daher auf den Minen der Papinschen Töpfe, des Systems des Heißdampfkochens. Der knappen Luft wegen schläft hier oben auch jedweder trotz eisigster Kälte bei offenen Türen und Fenstern!

Nach einigen Blaudeinstunden und herzlichem Abschied von unsern freundlichen Gastgebern ritt die Kolonne gestärkt nächsten Tags weiter zu Tal. Hin und her, auf und ab schnörkelte sich der schmale Saumpfad. Wir waren schon weit über 1000 m unterhalb der Mine, hatten uns durch dicke Wolkenschichten getafelt, sind dann durch die sonnige, steinige Region der Kakteen gekommen und zogen nun an undurchdringlichen Buschwald-

hängen entlang in immer wildere Romantik hinein, in der wir schon die feuchtwarme Luft der weit tieferen Yungas-Täler ahnten.

Nun waren wir schon auf breiterem Pfade, die Hänge rundeten sich, die Böschungen waren weniger steil. Da entspannten sich die Nerven, man atmete auf und wurde fröhlich, war der solchen gigantischen Höhen nicht angepaßte Europäer doch noch einmal der Gefahr der berüchtigten Höhenkrankheit, die Taumel, Atemnot und Ohnmacht — oft auch Blutsturz — mit sich bringt, entgangen.

Aber neue, bangemachende Wahrnehmungen stellten sich ein, als wir die ersten Ergebnisse der Regen innerhalb der Nordillere erblickten. Mit gewaltigen, reißenden Wassermassen stürzten an vielen Stellen die Wildbäche wuchtig zu Tal. Wir mußten solche mehrschach kreuzen, denn Brücken gibt es nicht in dieser rauhen Wildnis. Vielsach führten die Wege in den Flußbetten auf lange Strecken weiter, ihre Benutzung in der Regenzeit wird jedoch unmöglich, da die Route im Wasser sich alljährlich ändert. Man kann dann weder vorwärts noch zurück. Maultierzüge werden durch unerwartetes Steigen des Wasserstandes oft tagelang aufgehalten. Dann stellt sich bei Tier und Reiter der Hunger ein, denn die Belastung der Karawane mit Proviant und Futter ist in der Nordillere begreiflicherweise nur sehr gering!

Um solchen Überraschungen zu entgehen, eilten wir! —

In einem warmen, mächtigen Talkessel ging die Kolonne zu einer kurzen Nachtruhe über. Während die äußersten Gipfelfanten und Spitzen der riesigen Bergmauern ringsum noch im Feuergerölle der letzten Sonnenstrahlen glühten, umsing uns in der Kesseltiefe bereits das dunkle Blau der Nacht. Ein malerisches Lagerbild entzauberte sich. Hier plastisch, dort verschwommen; hier lagen die Waffen, Gepäckstücke, Tragesättel, die Messgeräte und Latten in Gruppen aufgeföhrt und als Staffage, dort funkten die Lagerfeuer auf, stiegen kerzengerade Rauchschwaden langsam in die stille, schwüle Luft. Im Hintergrunde standen die müden Tiere mit gesenkten Köpfen um die ausgeschüttete Frucht.

Und im Au glüherten zahllose Sterne in die Dunkelheit der Talenge hinein, schwirrten große Glühkäfer von Busch zu Busch.

*

Nach vier Stunden Schlaf, noch im Mondlicht, rückte die Kolonne wieder ab, ernst und schweigsam wie alle Tage. Wir marschierten

immer mehr zu den Tropen hinab, bis wir in der Hacienda Cotaña im Yungas, bei Höhenlage 1000, unsern tiefsten Ortspunkt erlangt hatten. In weiten Abständen kamen wir nun schon durch Indianerdörfer, bei denen Mais- und Fruchtbau, besonders Drogen und Bananen, üblich war. Die Hütten hatten keine Wände in der Front, mit tiefhängendem Maisstroh waren sie gedeckt, das Dach vorn nur mit Stangen gestützt. Somit stand jedem der Einblick in die primitive Unbefangenheit des Indianerhaushaltes offen. Man bot uns in den Dörfern von der „Chicha“ an, jenem Maisbier der Eingeborenen, dessen komische Herstellungsart dem Fremden, der sie kennt, den Trunk verleidet. Uns Durstigen und Mutigen mundete die Chicha aber trefflich zu den letzten, steinharten Kommißbrodbroden aus unserer Satteltasche in einer Hitze von annähernd 50 Grad Celsius.

Zur Chichabrauerei versammeln sich die Indianerweiber um irdene Becken. Jedes Weib hat einige Kilo Maiskörner zu zerlanten, einzuspeicheln und dann in das Becken zu speien; später treten und kneten sie mit den nackten Füßen auf dem „Muco“, dem Gesebri, herum. Solche Brautage sind Festtage in dem sonst so stillen, christlichen Dorf; man trinkt und tanzt nach heidnischer Vorfäterfite die ganze Vollmondnacht hindurch und nimmt noch weitere Nächte hinzu.

*

Es war dunkel geworden, als wir ermüdet vor den Toren der Finca Cotaña standen, empfangen von kläffenden Hunden und ängstlichen Indianern. Wir überreichten dem Capataz, dem Verwalter, einem Cholo, wie man hier die Indianermischlinge nennt, den Empfehlungsbrief seines Herrn in La Paz, und sogleich brachte er uns ergebungsvoll unter, obwohl er den Inhalt des Briefes gar nicht lesen konnte, weil er die spanische Sprache nicht verstand.

Bald saßen wir im matten Scheine einer Hammeltalgkerze auf einer morschen Veranda, um uns an Eiern und saurer Milch zu laben. An Stelle von Brot, welches niemals unter den Indianern zu finden ist, knabberte die gesamte Abteilung an Maiskolben herum.

Feierlich still lag die Finca eingebettet in eine blaugrüne Tropennacht, in ein würzig und lieblich dufendes Partididicht, aus dem heraus mächtige, schwer belaubte Baumriesen und steilwüchsige Palmen um die Wette nach oben strebten. Einzelne Sterne blickten durch die spärlichen Lufen im Laubdach, bis um Mitternacht der volle Mond sein grelles, kräftiges

Nicht über die scharf geschnittenen Gebirgssilhouetten hinweg auch in diese Landschaft schickte.

Bolivians Hochgebiet zeichnet sich in allen seinen Landschaftsbildern immer wieder durch wundervolle Anordnung seiner schnee-weißen Wolken aus. Meist sind es große und kleine Wolfenfloeken, hier und da auch leicht und flüchtig aufgetürmte oder zusammen-geschraubte Felder. Wenn nun in diese hinein der vom Gebirge noch gedeckte Mond seine Strahlen schießt, so entfalten sich unbeschreiblich schöne Lichtreflexe, gleißende Kränze, blendend strahlende Wolkenfligen.

*

Nach vier langen und strapazenreichen Marschtagen mit nur kurzen Nachtruhen in der Kordillere schliefen alle Mitglieder unserer Expedition einen wunderbaren Schlaf auf den mit Streifen aus Rindshaut bespannten Bettgestellen oder auf blanker Erde. Dann kam wieder ein lieblicher Morgen und das Erleben der tropischen Schönheiten im Tageslicht.

Wir hatten hier einen Ruhetag gewählt, denn Reiter wie Tiere waren erschöpft. Solange die Hitze es zuließ, schlenderte man durch die Eigenarten der Plantagen, im Schatten breiter Bananenstauden, durch Orangen-, Zitronen-, Olivenhaine, durch Palmen- und Eucalyptuswäldchen, dann an Kofaterrassen vorbei, auf denen die Blätter für die Kofaingewinnung bzw. für den Absatz an die Indianer gesammelt werden. Ununterbrochen kaueten die Indianer den Saft aus den Blättern, um sich damit anzuregen oder auf Märtschen das Hungergefühl zu töten.

Kleine Industrieanlagen einfacher Art, wie Früchte- und Kofatrockenanlagen, Fruchtsaftpressen aus Holz und Alkoholfabriken mit Retorten aus ausgehöhlten Baumstämmen gaben der Finca das Gepräge einer gewissen produktiven Wirtschaft.

Unzählige Meerschweinchen in allen Größen wimmelten in den Küchenräumen herum, bei größter Zutraulichkeit zu den herumhockenden Indianerweibern. Beim Anblick der Fremden gab es ein großes Erschrecken und Flüchten, in den dunklen Ecken und Schatten der Geräte türmten sich die Tierchen zu Pyramiden auf. Sie dienen ebenso wie Katzen und Kaninchen den Eingeborenen zur Nahrung, zu dem sogenannten Picante. Mit Unmengen von spanischem Pfeffer und Knoblauch zubereitet, gilt das Picante als äußerst begehrt Nationalgericht. Dem Fremden gelten bei dem Genuß

dieser entsetzlich scharfen Speise die Augen über; noch am andern Tage brennen ihm Zunge und Lippen. Und man kann verstehen, daß man hinterher auch mutig von der Chicha trinkt, wenn sich nichts anderes bietet!

Etwas ausgeruht, aber dennoch recht zerschunden, setzte die Kolonne von Cotaña aus ihren Marsch durch die Kordillere fort. Noch einmal durchzogen wir die Plantagen, dann Palmenhaine, Bambusdickicht und die Uppigkeit einer wilden Buschlandschaft im Licht und Schatten einer herrlichen Morgensonne. Taubengroße Schmetterlinge umgaukelten die Köpfe der Maultiere, wie Insekten schwirrten winzig kleine Kolibris von Blume zu Blüte.

Allmählich kletterten wir wieder durch enge, blaue Schluchten, über die zitterigen Lichtflächen schattenloser, heißer Steinplateaus und auf zunehmend schmaler werdendem Saumpfade von einer Höhenlage zur andern. Umschauend sah man zuweilen noch in die tiefe, tropische Herrlichkeit des Tales von Cotaña, und in der Marschrichtung eröffnete sich einmal, zweimal in der Ferne — schnell auftauchend, schnell wieder verschwindend — der Blick auf die blendenden Massen der Schnee- und Eiszüge des Illimani; unvergleichlich schön und fesselnd, wenn man das sonnige Bild aus der schattigen Umrahmung eines Felsenfensters heraus oder durch Spalten erblickte!

Am zweiten Tage nach Cotaña waren wir auf fast 5000 m Höhe wieder angelangt. Einige wässrige Hochmoore deuteten uns die unmittelbare Nähe des Illimani an. Und als wir in den Hohlweg zweier Regelritten, tat sich dicht vor uns die überwältigende Schönheit des Illimanigebirges mit seiner winterlichen Übersättung auf.

Aus einem dichten Kranze weicher, weißer Wolken wuchsen riesige Eisegel in vielgestaltigster Anordnung bis zu 7500 m Höhe empor. Blaue und violette Schneeflächen, steile, an den Bruchkanten smaragdgrüne Eiswände und endlos tiefe, in eine ewige, blauschwarze Nacht führende Spalten der Gletscher gaben dem Eisgebirge ungeahnte Formen und Farben. Unten das Gauze noch im Morgenschatten! Oben aber auf sorgfältig ausgewählten Spitzen und Kanten der Eisblöcke glühte bereits das saumartig aufgesetzte Licht der goldgelben Morgensonne.

Und diese ganze schneeige Erhabenheit, Unberührtheit und Wichtigkeit stand in dem reinen Äther eines unendlich tiefen, dunkelblauen Firmaments, eines Himmels, wie man ihn so einzigartig nur in diesen ge-

waltigen Höhen tropischer Zonen schauen kann.

In dem weltentrückten Neste Cohoni, einer der höchstgelegenen Menschenniedlungen auf dem Dache der amerikanischen Welt, dem Klimani ganz nahe, fütterten wir ab. Gottige, feige Hunde knurrten uns an. Neugierig und ängstlich lugten die Indianerweiber aus ihren Lehnhütten; einige von ihnen steckten schnell ihre Säuglinge in den Rückenponcho und liefen davon. An den Hausecken hockten schmutzige Indios unter ihren Ponchos. Bei dem Caziquen, dem Dorfhauptling, bekamen wir einige Maiskolben und für die Mannschaft unserer Tropa getrocknetes Lamasfleisch und Chuño. Beschleunigt marschierte die Kolonne dann wieder allmählich zu Tal. Von den kahlen, zackigen Höhen, den Klimani nun schon im Rücken, ging es hinab in die Rakteenzone, in der eine Fülle von Spielarten der Cereus, Opuntien, Agaven und Bromeliaceen, die Vielgestaltigkeit der steinigen Kanten, Ecken, Terrassen und Stufen zertrümmerter Hänge malefisch belebte. Weit ausgebehnt hatte sich der Griesenbart in allen Größen, oft über 1 Meter hoch, entfaltet. So weit man schauen konnte, sah man über eine weiße, flockige Gebirgslandschaft von seltener Art, und aus ihr heraus in ganz anders gestaltete wärmere Tiefen. In der Ferne sah man zwischen den Felsen das graue Band des Rio von La Paz, das wir heute noch erreichen mußten. Als wir über die warme Schlucht von Tahuapalca uns dem Strome näherten, türmte sich ein gewaltiges Gewittergewölk, in das die versinkende Abendsonne ihre goldroten Strahlen vereinzelt schickte, zu einem neuen herrlichen Naturschauspiel auf.

Das Flußbett sollte unsere weitere Marschstraße sein. Da aber bereits starke Regenwasser und Mazamorra, die berückigte Schlammsschicht, in der Tier und Reiter restlos versinken, wenn sie dahinein sich verirren, das Bett erfüllten, konnte es ohne genaue Kenntnis des Pfades nicht passiert werden. So war das baldige Auffinden eines Indianers als Führer zwingende Notwendigkeit, wenn wir keinen Aufenthalt erleben wollten, der das Weiterkommen gänzlich in Frage stellte, weil das Wasser schwoh und die Gewitter sich stauten.

Ausgesandte Reiter brachten nach langem Suchen endlich einen jungen Indio, der als Pfadfinder im Rio dienen sollte, herbei. Ihm folgte die Kolonne zögernd durch die reißende Strömung, vorbei an Blöcken, hindurch durch Lücken und Geröll. Die Maultiere schwannten, bald traten sie ganz plötzlich tief,

die Hufe klemmten sich, das gelbe Schlammwasser ging bis an die Knie. Mit dem Blick in das strudelnde, gurgelnde, pfeilschnell dahintrafende Wasser zog sich der Reiter Taumel zu. Das war gefährlich, man durfte bei diesem aufregenden Weiterlaufen im Wasser nicht die Geistesgegenwart verlieren. Die Tiere wurden unsicher, man konnte sich weder umschauen, noch gegenseitig etwas zurufen. Jeder Schrei verhallte in dem Brausen und Rauschen des Stromes. Und so bemerkte die Spitze nicht den Unfall eines Reiters in der Kolonne, der mit seinem Tiere strauchelte, überstutet und abgetrieben wurde, bis er mit seinem Tier an einer Steinbank wieder auf die Beine kam, um aufgefressen erneut und allein den Marsch in Geröll und Wasser zu versuchen.

Der führende Indianer war oft bis zum Halse im Wasser versunken und konnte nur dadurch weiter kommen, daß er sich am Bügel meines Sattels hielt. In der schnell aufkommenden Dunkelheit aber vermochte der Eingeborene die Spur im Strome nicht mehr zu halten. Wir saßen im Flußbett, das wir trotz aller starken Gegenströmung einige Stunden zu benutzen dachten, fest. Es blieb uns keine andere Wahl, als zu versuchen, wieder aus dem Wasser herauszukommen. Wir strebten auf kürzestem Wege dem jenseitigen Ufer zu, das wir mühselig, aber glücklich nacheinander erreichten.

Der Indianer führte uns nach der Versammlung einen steilen linksseitigen Gang hinauf; weg- und steglos ging es weiter in stockfinsterner Nacht, einer hinter dem andern, jeder sein Tier am Bügel. Es war wohl eine der gefährvollsten Klettereien, die je eine Carawane in Bolivien machte. Eingeborene hätten sie bei Nacht nicht unternommen. Aber wir mußten weiter. Ein Weg war nicht zu erkennen, man stolperte über Steine, stand plötzlich vor großen Blöcken, fiel in Dorngebüsch und Schutt. Die Mulas scheuten, stuzten und hemmten. Bald ging es steil hinab zur Überquerung einer Schlucht. Die Tiere und die sie führenden Reiter rutschten und rollten. Man verlor den Anschluß an den vorauseilenden Indianer, es fehlte bald jegliche Führung. Dann tastete man sich, ebenso wie die Mulas, auf allen Vieren wieder steil hinauf, fürchtend, wieder in den eben mühsam überwundenen Abgrund zurückzugleiten. Und unten in der Tiefe, dicht seitlich von uns, lauerte das Grauen! Wir waren dicht am Rande des Steilhangs, der schroff und glatt in die Quebrada, zum Geröll und zur reißenden Flut des Rios führte,

200, 300 Meter unter uns. Den Strom selbst sahen wir in der Finsternis nicht, wir hörten nur sein wildes Rauschen. Wir wanderten!

Jeder tastete, kletterte still mit klopfendem, fieberndem Herzen. Nur jetzt um Himmels willen nicht stolpern, keinen Fehltritt tun! Auch die Mula darf nicht scheuen; fehlt sie und stürzt, so reißt sie den Führenden unweigerlich mit in die Schlucht, ein sicheres Grab für die zerschmetterten Glieder.

An eine Bergung und Hilfe war gar nicht zu denken, denn noch immer war es stockfinstern, und der ersehnte Mond wollte nicht kommen; konnte nicht kommen, der Himmel hatte sich ja mit pechschwarzem Gewölk bezogen.

Tapfer mußten wir weiter, trotz aller Erschöpfung und Zerklüftung. Keiner durfte und konnte hier liegen bleiben! Das kostete Herz und Nerven in der knappen, dünnen Luft bei 3000 m Höhe; bei quälendem Durst dieses nicht endenwollende Klettern!

Ahnungslos stolperten wir weiter, ohne zu wissen, daß auch die folgende Nacht durchaus nicht anders für uns werden sollte.

Es war schon spät geworden; drei, vier Stunden mochten wir so in der Dunkelheit geklettert sein. Die Dunkelheit aber war bei aller Not wiederum unser Bundesgenosse, denn nur in ihr kamen wir vorwärts, weil wir die nahe Absturzgefahr selbst dadurch nicht unmittelbar sahen, sondern nur ahnten!

Wäre es hell gewesen und uns der tiefe Schlund samt seinen steilen Wänden, an denen wir hingen und krochen, vor Augen gewesen, wir hätten keinen Schritt gewagt.

Endlich lichtete sich das schwere Gewölk, hellblaue Sterne glitzerten in den Wolfenfenstern; schon sah man das Kreuz des Südens, als wir eine kleine Tafel erreichten, abseits von der Absturzgefahr, die nun glücklich überstanden war.

Halt — Halt! rief es da plötzlich von der Queue her durch die Kolonne, die, zu einem, langsam ins Traben geraten war. Ein Sattel war gelöst, geglitten — da fauete auch schon eine wildgewordene Mula feuernd an uns vorüber, den Sattel am Bauche, hinein in die Nacht, um als verloren zu gelten. Das war eine kurze, unfreundliche Marschpause. Wir folgten der Richtung der rasenden Mula, bald stieß man auf Satteltaschen und Decken, auf die Mula aber nicht. Dann hörten wir entferntes Hundegebell, das war eigenartig schön in dieser stillen, stern- und wolkenreichen Nacht. Die Hunde bellten auf der von uns ersehnten Finca. Wir waren froh, dem Nachtlager, dem Trinkwasser, nahe zu sein. Nun hatten wir doch das Ende des heutigen

langen und beschwerlichen Tages, wenn auch nicht in Sicht, so doch im Gefühl!

Wir beschleunigten die Schritte unserer Tiere, so gut es nochmal ging. Dann hieß es, wir sind da! Wir sahen aber nichts, nur Buschwerk wie dunkle, geisterhafte Schatten an einem matten, grauen Streifen, der einen Pfad bedeutete.

Dann schimmerte ein Licht, unerwartet, irgendwo im Dunkel; es mochte weit von uns sein. Und wie waren wir überrascht, wir standen ja plötzlich davor. Dunkle Gestalten, Indianer, traten an uns heran, um uns die Tiere abzunehmen. Wir waren dicht vor der Finca Millucata, woselbst man uns bereits lange vorher vernommen hatte durch das Klappern der Hufe durch die dünne, stille Luft der Nacht. Aber andererseits war unsere Ankunft bereits angemeldet; denn die flüchtig gewordene Mula war hierher uns vorausgeeilt und schon längst im schützenden Corral!

Bei Kerzenlicht wurden die Tiere abgefaltet und die bescheidenen Lager für die Reiter auf Hammelsellen hergerichtet. Es wurde sehr spät dabei. Vor lauter Ermüdung mochte keiner mehr essen, nur immer wieder trinken, obgleich das Wasser völlig nach Petroleum roch und schmeckte auf Grund des hier bereits vorhandenen Erdölgehaltes des Gesteins. Aber wir mußten trinken! Und dann — schlafen, nur noch schlafen! Irgendwo!

*

In der Morgensonne sah Millucata recht freundlich aus. Ebenso freundlich war auch die Bewirtung durch den Verwalter dieses Weingutes. Es gehörte zu einem Nonnenkloster in La Paz und sollte noch aus der Kolonialzeit der Spanier stammen. Das mochte stimmen, denn uralt und dick, oft ruinenhaft waren die Mauern der ganz im altspanischen Stile erbauten Wirtschaftsgebäude, welche mit dickbemoosten Ziegeldächern und weißgetünchten Wänden verträumt aus dem Dickicht ebenso alten, knorrigen Weingerankes hervorlugten.

In den Weinterrassen trafen wir einen Indianer, der dort als Vogelscheuche Wachdienst tat. Durch Peitschenknallen und Klappern jagte er diebische Füchse und Vögel aus den Reben. An den saftigen Trauben sammelten sich auch zahlreich große Wespen. Diese fing der Indio mit einer hölzernen Klammer. Dann sperrte er sie in eine Bambusröhre mit sinnreichem, selbsterdachtem Verschuß, um sie am Abend als Lederbissen geröstet und gesalzen zu verspeisen.

Einige Stunden gingen dahin mit dem Beschlagen der Tiere, dem Instandsetzen von Sätteln, Bügeln und Zügeln, die bei dem schwierigen Klettermarsch in der letzten Nacht in den Klippen der Quebrada erheblich gelitten hatten.

Dann ging es unter frischer, sachkundiger Führung hinein in den Rio, in den letzten Tag unseres mühsamen Marsches. Dem jetzt führenden alten Capataz von Millucata war die Furt im Flußbette wohlbekannt. Wir kreuzten von dem einen zum anderen Ufer, blieben lange Strecken an Land und gingen erneut ins Wasser, bis wir gegen Abend einen Tambo, das ist ein an ein Räuberneßt erinnerndes Rasthaus, erreichten. Von da an mußten wir uns alleine helfen, was wiederum um so schwieriger war, da die Nacht uns verschlang.

Wir führten unsere Tiere durch ein zerrißenes Karst- und Moränengebiet, worin Säulen und isolierte Felsen recht gespensterhaft anmuteten. Große Steine ruhten pilzartig auf dünnen, abgewaschenen Erd- und Mergelsteppen. Große Felsblöcke waren mit kleinen durch Moränenschlamm vermittelt. Trocken steht dieses Gestein in senkrechten Mauern; sobald es jedoch naß wird, bildet es eine zähe, breiige Masse — die Mazamorra, die mit unwiderstehlicher Kraft sich bergab bewegt.

Solche Stellen hatten wir vorsichtig zu umgehen, ebenso tiefe Einbruchlöcher im unter-spülten Wege selbst. Oder wir mußten über stehengebliebene, schmale Erdrücken zwischen tiefen Gruben, des Einbruchs jeden Augenblick gewärtig oder des Fehltritts; denn sie waren nicht immer gleich erkennbar in der stockfinstern Nacht und oft so schmal, daß man nur „Gott befohlen“ die zögernden tastenden Schritte vorwärts wagte.

Dann ging es eine Weile hurtig weiter, bis plötzlich aus zurückerlangter Sicherheit heraus die arme Menschenseele, erschreckt und angstvoll zitternd und nur noch an den Zügel der stuhenden Mula geklammert, zwischen Himmel und Erde schwebte. Ich war, der Kolonne weit voraus, am Steilrande einer linksseitlich einmündenden Quebrada in der Finsternis einen Schritt zu weit gegangen und wäre um ein Haar in die furchtbare Tiefe gestürzt. Der Pfad war plötzlich zu Ende, abgerissen, und eine hier angelegte Holzbrücke über die Quebrada ragte userlos schräg in die Schlucht. Am jenseitigen Rande hielt sie noch.

Ganz unerwartet traten zwei Indianer auf den Pfad, als ich mich und wohl auch meine Mula sich von dem Absturzscheitern erholte. Sie mochten irgendwoher über die

Berge gekommen sein. Ich hielt sie fest, um sie als Führer zu benutzen, doch sie verstanden mich nicht. Erst als die Kolonne aufgeschlossen war, konnten wir von ihnen erfahren, wie es ohne Brücke weiterging.

Es blieb keine andere Wahl, als den Abstieg auf Leben und Tod, auf steiler Felsenwand und über kahle Felsenrümmer, dann das Taften durch den reizenden Strom in dem tiefen, unsichtbaren Quebradagrunde zu wagen.

Der alte Indianer verschwand auf dem Gange als erster, unsicher und bangend folgten wir in der Dunkelheit gefühlsmäßig, jeder war auf sich allein und sein Maultier, welches er kurz gefaßt am Zügel führte, angewiesen. Der Sohn des Alten führte den zweiten Halbzug. Dann ging es im Gleiten, Springen und Taumeln hinab. Die Tiere zögerten, stuzten und zerren. Im Strome suchten und strauchelten sie in dem Geröllgewirr und Wogenprall.

Nach zwei Stunden etwa war auch der jenseitige steile Aufstieg überwunden. Langsam sammelte sich die Kolonne, und es konnte erfreulich festgestellt werden, daß keiner fehlte.

Mit vom Herzen kommender Dankbarkeit und gebührender Anerkennung, die sich auch in einer reichlichen Propina (Trinkgeld) äußerte, wurden die Ketter in der Not, die beiden Indianer, entlassen. Jeder von uns hatte doch das ehrliche Gefühl, daß nur durch Mitwirkung dieser Eingeborenen die Umgehung einer nahen Absturz- und Todesgefahr geglückt war.

In der Freude darüber raffte nach einer kurzen Erholungspause ein jeder von uns noch einmal alle Lebensgeister zusammen, um im Nachtmarsch, zunächst noch stundenlang auf schmalen Saumpfade, Bolivians Hauptstadt zu erreichen.

In höchster Erschöpfung trottete die Kolonne weiter durch Gebirg und Nacht. Die braven Maultiere ließen die Köpfe fast bis zum Pfad hinabhängen, die Reiter schliefen im Sattel, und doch strebte jeder dem Ende der Reise zu. Im grauen Morgen hatten wir die Rakteendörfer „Mallase“, vor La Paz, erreicht. Hier wurde noch einmal gefüttert und gerastet, denn der Weg zum Ziel war immerhin noch beträchtlich.

Als wir durch das karminrote Felsentor des Rio von La Paz in den weiten Kessel, der die Hauptstadt birgt, einrückten, da lugten die ersten Sonnenstrahlen über die zackigen Rämme der Kordillere, fielen auf die zerrissenen und zerschundenen Nerven und Glieder der Reiter und der Tiere und belebten schnell all das, was starr und ermattet schien.

Evelein

Von Walther Fahr

W eich liegt die dunkle Sommernacht
Dort draußen bei der Linde.
Es schläft das Dorf. Die Mutter wacht,
Wacht und sucht die ganze Nacht,
Sie sucht nach ihrem Kinde.
Zum Friedhof ist der Weg so weit
Wie eine halbe Ewigkeit.

Gebatter groß, Gebatter klein,
Die waren heut im Haus
Und trugen ihren Sonnenschein,
Evelein, ihr Kindelein,
Zum Kirchhof weit hinaus.
Und schwagten dies und schwagten das
Und weinten sich die Augen naß.

Das Evelein verschwand im Sarg
Vor lauter Blumenfülle.
Die Rosen dufteten so stark,
Evelein sich drunter barg.
Schwer lastete die Schwüle.
Und draußen auf den Feldern lag
Ein zitternd heißer Sommertag.

„Die Worte, die der Pfarrer sprach,
Die hab ich kaum beacht’.
Sie dröhnten laut und siedensach
Mir schmerzlich in den Ohren nach.
Das Kind ist nicht erwacht.
Jetzt ader in der stillen Nacht,
Jetzt ist das Kind wohl aufgewacht.

Du willst dein Käzchen, Kindelein?
Das kann ich dir nicht bringen.
Das war nicht da. Wo mag es sein?
Sucht vielleicht klein Evelein,
Will mit dem Kindchen springen,
Und kann das Kindchen nirgends finden,
Und kann das Rätsel nicht ergründen.

Ich auch nicht. Ich versteh nicht, was
Der Nachtwind rauschet leise.
Es streift mich feucht das hohe Gras.
Oder ist’s von Tränen naß?
Der Wind rauscht seine Weise.
Da ist ja auch das Friedhofstor!
Nur diese Stufen noch empor.“

Der Hügel liegt beglänzet kaum
Vom hohen Licht der Sterne.
Die Mutter sinkt an Hügel’s Saum,
Die Welt ist ein vergeßner Traum,
Verfunken in der Ferne.
„Hier find’ ich endlich, endlich Ruh.
Nur du und ich. Und ich und du.“

Sie tastet mit der müden Hand.
Die Blüten schimmern weiß.
Da regt sich was im weichen Sand,
Da greifst’s nach ihr mit weicher Hand.
Es überläuft sie heiß.
Es streichelt, fleht und scheint zu locken.
Der Mutter will der Atem stocken.

„Eve —! Ich komm’!“ Sie stürzt hinein
In Rosen weiß und rot.
War bald bei ihrem Kindelein,
Bei dem kleinen Evelein,
Starb einen sel’gen Tod.
Frühmorgens sie der Küster fand —
Ein Käzchen spielte in dem Sand.

Herybert Menzel, ein junger ostdeutscher Dichter

Von Heinz Grothe

Ein junger ostdeutscher Dichter aus Tirschtiel, freier Schriftsteller, Mitte zwanzig, tritt mit mehreren kleinen Arbeiten, grenzmärkischen Sagen, Gedichten und einem Roman an die Öffentlichkeit. Mit diesen Veröffentlichungen stellt sich Menzel in die Reihe unserer jungen Autoren von Rang. Wir werden uns seinen Namen merken müssen.

Seine Kindheit und Jugend verträumte Menzel im entrissenen Posener Lande. Sehnsucht nach Lebenserfüllung und ehernerer Sang schließlich Kanonen spielten sich in seine Jugendträume hinein. Darüber wurde er hart und entschlossener. Niemals aber wich sein Optimismus von ihm. Alles geschieht bei ihm im rechten Augenblick. Auch sein plötzlicher Sprung aus der heimatischen Landschaft in die Großstadt hinein als Zwanzigjähriger. Hier lernte er arbeiten. Hier erfuhr er am eigenen Leibe von dem Kampf um das tägliche Brot. Nirgends hatte er Beziehungen, ohne die ja nun einmal in der Großstadt nicht vorwärtszukommen ist. Das Glück blieb Menzel treu. Klug und interessierte sich für seine Arbeiten und förderte ihn. Zeitungen, darunter die Bergstadt, Tageszeitungen, Rundfunk nehmen sich mit wachsendem Interesse des jungen Ostmärkers an.

Da erscheinen dann im Jahre 1929 „Grenzmärkische Sagen“ (Verlag „Heilige Ostmark“, Brossen bei Frankfurt a. O.), gesammelt in einem kleinen Heft. Weniger eine Talentprobe. Die hatte Menzel schon in seinen Erstlingsnovellen „Die Karschin“ und „Ausbruch ins Leben“ abgegeben. Unser Dichter ist organisch mit seiner Heimat verwachsen. Er hat seinen Landsleuten „aufs Maul gesehen“. Er kennt ihre geheimsten Regungen. Spukhaft uns bannend, gleiten die grußigen und die tapferen Sagen an uns vorüber. Heroische, gemahnende Worte spricht der „Ritter mit der goldenen Lanze“ an uns Deutsche: „Bleib dir selbst getreu und deinem Gott, dann wirst du sie (die Lanze) wenig gebrauchen müssen, denn nicht Krieg soll sie bringen, sondern Recht und Frieden. Das ist ihre göttliche Sendung; und nur so lange wird sie unserem Geschlecht erhalten bleiben, wie es Männer hervorbringt, die danach handeln.“ So kann nur ein Mensch sprechen,

der mit der Scholle verwachsen ist, der um sie mit seinem Herzblut gekämpft hat. Wer den Autor persönlich kennengelernt hat, wird das ohne Zweifel verstehen. Bescheiden, zurückhaltend, im entscheidenden Moment aber alles wagend, mit dem Blick des Dichters, der aus der Enge der Welt herausfindet und hinter sie lauscht, der aber auch zu schweigen versteht, das ist Menzel.

Menzel ist Lyriker. Seine Gedichte sind kleine Meisterstücke. Die Melodie, der Tonfall jeder einzelnen Zeile ist selbständig, manchmal fast zu eigen. Aber von welchem jungen Dichter dürfen wir heute noch sagen, daß er eigene Gesichte hat? Und nichts wäre Menzel schmerzlicher als dieses: Der Vorwurf ideeller Anleihe bei irgendeinem anderen. Menzel fühlt sich, obgleich er die Großstadt liebt und sie ihm neue Impulse gibt, immer wieder von der Landschaft gesungen. Er trägt soviel Natur in sich, daß die Großstadt, die Häuser, die Bahnhöfe, die Bäume, die Tiere und Menschen zum landschaftlichen Erlebnis gestaltet werden. Die Lebensatmosphäre der Großstädter berauscht ihn; sie einzufangen mit seiner künstlerischen Gestaltungskraft, erscheint ihm vornehmste Aufgabe, ja Pflicht.

1930 erschien ein kleiner Band: „Im Bann“ von Herybert Menzel, gesammelte Gedichte (im Hendriod-Verlag, Berlin-Charlottenburg). Da stehen neben Großstadtverfen wunderschöne, zarte, naive Strophen. Und der Dichter wird sich nicht falsch charakterisiert fühlen, wenn man sagt, daß Liebe der Inhalt dieses Buches ist, Liebe in ihrer feierlichsten und schönsten Abwandlung von der Erhabenheit bis zur Sachlichkeit. Clara Viebig, Stefan Zweig, Zerfaulen u. a. m. kritisierten und lobten unseres Autors Gedichte; am treffendsten scheint mir aber das zu sein, was Julius Hart im Verlaufe einer größeren Besprechung in den „Ostdeutschen Monatsheften“ über ihn sagte: „Wie im Traume verwandeln sich ihm die Bilder, verschimmen ineinander und werden eins; durch die Weltstadt wandert er wie durch eine schimmernde Landschaft, und die Laternenpfähle um ihn steigen wie grüne Bäume herauf, ihn umhüllend, und mit ihm gehen die Zauber und Geister der Jugend und der

Kleinstadt. Und so wird ihm das Erlebnis der Landschaft zum Erlebnis des Allgemein-Menschlichen, das Allgemein-Menschliche wird zum großen Naturempfinden, Brüden schlägt sein Gesang vom Irdischen zum Kosmischen, zwischen „Gott und Natur.“ Das ist es: Menzel erlebt mit „brennenden Organen“ neu „das Wunder der Elemente“ und beglückt uns in seiner naiven Daseinslust und Eroberungsfreude. Er verbindet uns Großstadtmenschen wieder mit der Natur.

Im gleichen Jahre — man beachte den Fleiß des jungen Dichters — wurde aus Heribert Menzel, dem Lyriker, der Romancier. Sein Grenzkampfroman „Umstrittene Erde“ (im Hendrich-Verlag) aus den Polenkämpfen 1918/19 gibt schlaglichterartig ein grandioses Bild, mit welchen Mitteln und auf welche Art dort ohne Reichsunterstützung gekämpft wurde. Liebe zur Heimat beseelt den Dichter der jungen Generation. Empörung läßt ihm das Blut schneller pulsen. Weltgeschichtliches Geschehen wird zum glühenden Bekenntnis zu Deutschlands Osten, zur Welt. Ein „verdammte ernster Roman aus der Feder des Dreiundzwanzigjährigen“. Menzel, das ist das Erfreuliche seiner Gesinnungsart, steht jenseits aller Parteien. Er möchte vermitteln. So geschieht es, daß Verräter menschliche Gesichter bekommen und nicht im Haß untergehen. Eine Schwäche? Wohl das schönste Kompliment und die beste Empfehlung, die

wir dem jungen Ostdeutschen mit auf seinen Dichtertweg geben können. Der Roman ist Clara Viebig gewidmet; sie selbst schreibt über das Werk: „Wir gehen mit, ob wir wollen oder nicht, denn wir gehen mit einem Dichter. Durch die stillen Feld- und Waldwege, durch die Dorfgassen und Kleinstadtstraßen rast ein gewaltiges Geschehen in atemraubender Schnelle, wir rasen mit. Wir hoffen, wir vertrauen auf Rettung, und wir kämpfen für unsere Heimatde und unser Deutschbleiben mit jenen, von denen uns dieses Heldenepos erzählt.“ P. D. Höder sagt kurz und knapp: „Der Roman verrät eine sehr sichere Hand.“ Und Walter von Molo schreibt Heribert Menzel zu seinem Roman: „Ihr Buch sollten alle lesen, denen es Ernst um Nation und Menschheit ist, auch jenseits unserer Grenze.“

Inzwischen hat Menzel den Text zu einer Oper von Ernst Viebig „Das gelobte Land“ geschrieben und arbeitet zur Zeit an einem Roman, der von der Provinz in die Großstadt herüberspielt. —

Dichtung und Dichter sein ist letzten Endes die größte und schönste Verpflichtung, die ein Mensch sich auferlegt gegenüber der Nation. Menzel ist sich der Schwere und Weite dieses Lebenswerkes bewußt. Und wir wollen nicht müßig sein, ihm und uns die Prognose zu stellen, daß hier tatsächlich ein Lebenswerk begonnen hat.

Wieder die kleine Stadt

Nun wieder zu Haus in der kleinen Stadt,
In der noch der Nachtwächter tutet,
An jeder Straßenecke, sorglich beruhigend,
Raum daß der letzte Vogel ausgefungen hat,
Raum daß der Abendhimmel zart verglütet.

Er hebt das Horn und bläst zum Mann im Monde
Und tut das so, als sei er ihm verwandt.
Man kann nicht lächeln, weil das schlecht verlohnte,
Man fühlt, daß uns zu vieles schon entband.

Einst waren wir in Kindschaft eingebettet
So vielem Urgeweihten — war's nicht gut? — —
Was tropfst du, Auge, und was kloppst du, Blut? —
Ich leg' den Kopf außs Rissen wie gerettet.

Heribert Menzel

Der preußische Stil

Von Hans Schwarz

Als Moeller von den Brüdern sein Buch über den Preußischen Stil schrieb, stieß er in zweierlei Richtung vor: er klärte einen geschichtlichen Inhalt zu einem neuen Bewußtsein und führte dieses im gleichen Augenblick schon über sich hinaus.

Sein Erlebnis zu dem Buch „Der Preußische Stil“ mag als Erläuterung dienen. Moeller hatte sein Buch von der „Italienischen Schönheit“ geschrieben. Dieses Buch gab vom Werden einer neuen Rasse, eines neuen Volkstums, einer räumlichen Wiedergeburt aus geistigen Voraussetzungen ein umfassendes Zeugnis. „Die Italienische Schönheit“ war ein Stück vom ewigen Werden des immer wieder Bedingten.

Erfüllt von solchen Gedanken stand Moeller eines Tages vor der Schinkelschen Wache unter den Linden in Berlin. Und plötzlich begriff er eine Verwandtschaft zum Wesen der Italienischen Schönheit, die dennoch auf einem völligen Gegensatz beruhte. Denn während in Italien jedes Stückchen Erde, jeder behauene Block aus dem Zusammenhang ungezählter Generationen empfunden werden mußte, war die Schinkelsche Wache und der Geist, den sie ausdrückte, in tieferem Sinne ein Anfangsetzen und Entstehen, war sie voraussetzungslos.

Als bald trennte sich, was in der Formensprache scheinbar verwandt war. Moeller fühlte, daß es nicht mehr angängig war, den preußischen Stil lediglich aus seinen Beziehungen zu der italienischen Renaissance oder ihren französischen Abzweigungen zu erklären. Preußen wurde vielmehr für ihn der Einbruch einer neuen Welt in den europäischen Ablauf, und wie alles wirkliche Entstehen ohne zureichenden Grund ist und parthenogenetisch durch und durch, so rückte Preußen als neues Bewußtsein neben das, was europäisch bereits verwirklicht war, und der Preußische Stil wurde zum letzten europäischen Stil überhaupt.

Worin bestand nun diese preußische Voraussetzungslosigkeit, die sich so unbesangen einer klassischen Formensprache bediente? Moeller suchte es sich aus dem Ablauf der preußischen Geschichte zu erklären und entdeckte dabei das Vorhandensein eines preußischen Raumes. War das italienische Erlebnis noch von jener deutschen Voreingenommenheit besangen gewesen, die in den Spuren der alten Kaiser den ewigen Zug nach Süden suchte — o war das preußische Erlebnis die Fest-

stellung einer neuen Realität, die fern von jeder Wiederholung mittelalterlicher Begebenheiten lag.

Preußen war beinahe geschichtslos entstanden. Jenseits der Elbe hatten deutsche Eroberer in stetem Vordringen einen Raum erschlossen und einen Grenzfall geschaffen. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich das Blut der Eingewanderten mit dem der Ansässigen vermischt. Man war so weit gegangen, daß man sich nicht, wie Eroberer sonst zu tun pflegen, nach der eigenen Herkunft benannt hatte, sondern das Wesen der unterworfenen Landschaft war in den Menschen so mächtig geworden, daß sie sich schließlich nach ihr benannten. Darin lag aber eine Bezogenheit auf etwas, das jenseits des Nur-Deutschen steht, und es mußte in Zeiten des großen Aufstiegs sich in eine ungeheure Empfänglichkeit verwandeln, die zu dem eigenen Erbe aus fremdem Gute über die Grenzen hereinholte, was es nur an Bewegendem und Schöpferischem gab.

Eigentlich hatte der Orden damit schon begonnen. Er brachte aus seiner Vorgeschichte jene Ritterlichkeit mit, die man damals nur an den Grenzen des Abendlandes im Kampfe mit den Sarazenen erwarb. Der deutsche Orden ist dieses heimliche Stück Sarazenen-tum niemals ganz losgeworden und hat es bis nach Danzig und Ostpreußen in die preußischen Bauten hineinbringen lassen. Es lag in seiner Verfassung, daß er herrschen und dienen wollte, und er traf auf Völker, die in Vorstellungen von Königen und Herrschern aufgewachsen waren, die das arme Volk gegen Bedrücker und Ausfänger in Schutz nahmen. Wer sich in die Märsche des Ostens tiefer versenkt, weiß auch, wie sehr ihnen allen dieses sozial-aristokratische Moment gemeinsam ist.

So kam über einen noch geschichtslosen Raum eine Entwicklung, bei der sich Eroberer und Besiegte im Laufe der Zeit einander nähern mußten. Und was aus sozial-aristokratischem Voratz im Heiligen Lande begonnen war, das wurde im preußischen Grenzfall sozial-aristokratische Wirklichkeit. Damit grenzte sich aber das preußische Wesen durchaus nicht nur nach dem Osten ab, sondern trat auch in einen bis heute unüberwundenen Gegensatz zu der Entwicklung des europäischen Westens. Dieses jüngste Stück europäischer Geschichte wurde zugleich zu einem europäischen Wendepunkt, und

überall, wo es sich selbst zu bestimmen hatte, verband es sich mit dem europäischen Protest gegen die politischen, geistlichen und religiösen Formen, die in den westlichen Ländern Europas entwickelt worden waren.

Es lag aber in der preußischen Herkunft, daß man nicht daran dachte, einen lediglich preußischen Stil zu entwickeln, der an den preußischen Grenzen schon hätte haltmachen müssen. Bedeutete Preußen, bedeutete schon die Namensgebung eine Bezogenheit auf etwas außerhalb des Deutlichums, wo man ebensoviel zu geben wie zu empfangen hatte, so konnte auch der preußische Stil sich nicht bei einem Heimat- oder Provinzstil beruhigen. Seine Voraussetzungslosigkeit bestand gerade darin, wie er sich fremde Formen aneignete. Andere Völker und andere Zeiten kamen aus Betrachtung und Forschtung oder aus Sehnsucht nach etwas Verlorenem dazu, aus der Formensprache der Vergangenheit ihre Gegenwart zu entwickeln. Preußen hat mit solchen Betrachtungen niemals etwas zu tun gehabt, solange es Preußen war. Es griff vielmehr mit einer Primitivität, die sich über die Auswirkungen kaum Gedanken machte, nur die Formensprache auf, die es sich kongenial fand. Dabei spielten die ästhetischen Begründungen die geringste Rolle, denn man hatte für sie keine Zeit, weil man noch täglich Geschichte zu machen gezwungen war. Man bildete vielmehr, was man lebte, und so war der preußische Stil von Anfang an mehr als andere ein politischer Stil — des Ordens, seiner Könige, seiner soldatischen Geschlossenheit, seiner sozial-aristokratischen Zukunft.

Es spricht für den preußischen Instinkt, daß er eine preußische Tradition der Formensprache schuf, ehe er sich etwa einer Regel dabei bewußt wurde. Denn es gibt zum Beispiel keine eigentliche preußische Gotik, erst recht keine wirklich preußische Renaissance. Was an Beispielen dafür vorhanden ist, macht einen äußerst mageren Eindruck. Und wo man Motive der Gotik oder der Renaissance aufnahm, wurden sie mißdeutet oder umgewandelt. Man lehnte sich nicht an Stile an, die wie die Gotik von den Franzosen, die Renaissance von den Italienern in der Hauptsache bestimmt wurden; denn man fand sich in der Grundhaltung diesen Räumen entgegengesetzt. Dann gibt es freilich einen preußischen Barock. Aber selbst dieser Barock weicht von seinen Verwandten etwa in Süddeutschland überraschend ab. Wo er, wie zum Beispiel in Danzig, gelegentlich in der bürgerlichen Form auftritt, erinnert er mehr an das Zeitalter der Türkenkriege als

an die religiös-ästhetischen Elemente, aus denen sich der Überschwang des Barocks erklären läßt, oder es kann einem auch passieren, daß man an Spanisches denken muß, wo denn Maurisches und Jesuitisches zu ähnlichen Berührungen gekommen waren wie Preußisches und Sarazenisches.

Mancher mag das als Spielerei empfinden. Dann wird er sich um so ernsthafter mit der Tatsache „Schlüter“ auseinandersetzen müssen. Der Große Kurfürst hat die besondere preußische Entwicklung eingeleitet. Er hat am Rhein gestanden, mit den Schweden gekämpft, er hat sich zeitweilig bemüht, die polnische Königskrone zu gewinnen. Die Wacht am Rhein, das Baltische Meer, die Polnische Frage gehören seitdem untrennbar zur preußischen Geschichte, und diese Geschichte will einen zerrissenen Raum wieder binden, der nicht erst seit den Tagen des Großen Kurfürsten so voller Widersprüche geworden ist. Karl XII. von Schweden, die Kurfürsten von Sachsen, die Könige von Polen wurden, das petrinische Rußland mit seinen jungen Völkern — alle haben sie etwas Ähnliches gesucht, aber Preußen blieb ihnen darin überlegen, daß es immer wieder zum Grenzfall, d. h. zum Mittelpunkt wurde, auch der Stile, zum Grenzfall nach Osten und zum Grenzfall nach Westen. Schlüter hat in Warschau begonnen, sich in Königsberg und Berlin verschwendet und ist in Petersburg gestorben. Sein Schicksal sieht aus, als hätte ihn eine räumliche Kraft herumgetrieben, die sich in ihm zur gleichen Zeit an verschiedenen Orten manifestieren wollte. Friedrich der Große hat das in Politik umgesetzt. Er holte ein Stück Schlesien nach Preußen hinein und damit ein Stückchen jenes Südostens, der sich über den Barock her besonders entwickelt hatte. Dann wurde Katharina von Anhalt-Zerbst durch Friedrich auf den russischen Thron gebracht, und er schloß seine Regierung mit jener polnischen Teilung, durch die Preußen bis heute mit den Geschicken des nahen Ostens untrennbar verbunden ist. Nichts an diesem Geschehen entsprach einer Überlieferung, alles ging von jenem Gefühl für Wirklichkeit aus, das ohne den Willen zur Veränderung und ohne Phantasie für Wirklichkeiten nicht möglich ist.

Das Frigische wurde darüber das Preußische schlechthin. Es lehnte sich an die italienischen Formen des Palladio an, aber im Palladio steckte schon eine Beziehung zur Antike, die die Renaissance und der Humanismus nicht hatten auswerten können. Als Friedrich eine neue Welt der Tatsachen geschaffen hatte,

trat eine preußische Antike daraus hervor. Man braucht nur ein paar Zeilen Schadow zu lesen oder eine Zeichnung von Gilly zu sehen, um sich gewiß zu werden, daß sie mit der Weimarer Antike nur äußerlich verbunden war. Gilly leitete sie ein und war zugleich die Zusammenfassung dessen, was die Laten Friedrichs ausgerissen hatten. Denn nun stand Preußen mitten im nahen Osten, und seine Minister wie Graf Herberg spannten ihre raumzusammenfassenden Pläne von der Nordsee über die Ostsee hin, von der Weichsel bis an die Mündung der Donau, von Berlin bis Konstantinopel. Ganz vergessene, kaum noch bewußte Berührungen einer vergangenen Zeit mit den angrenzenden Völkern suchten wieder Form und Farbe. Hatte schon Friedrich an den Rampen seiner Schlösser, an den untersten Stufen seiner Terrassen so gern eine Sphinx ruhen lassen, so griff Gilly viel kühner in die ägyptische Monumentalität hinein, suchte sie mit dem ewigen Dorertum aller jungen und kriegerischen Völker zu verbinden und ihnen etwa im Totenmal für Friedrich den Großen den letzten preußischen Ausdruck zu geben.

Schinkel hat das fortgesetzt, allerdings schon mit jener Zwiespältigkeit zwischen seinem deutschen Zug zur Gotik und seiner preußischen Modernität zur Antike. Als er die Wache schuf, hatte er die Zwiespältigkeit in sich mit der ganzen Kraft des Genius überwunden. In dem kleinen Würfel mit dem dorischen Säuleneingang und den fast mykenisch-monumentalen Mauern kehrten Gillysche Motive in letzter Konzentration wieder, drückte sich ein politisches Raumempfinden aus, das sich seiner Grenzen ebenso bewußt war, wie es das Wahlverwandte jenseits der Grenzen zu gemeinsamer Anschauung und gemeinsamem Empfinden verband. Und wenn man dann bedenkt, wie neben Schinkel seit den Tagen Herders, der in Ostpreußen geboren war, bis zu dem Wirken des alten Schelling die preußische Romantik das gesamte Ost-europa durchdrang, so erschließt sich uns erst die Tragweite dessen, was Moeller mit dem preußischen Stil heraufholen wollte, und bekommt zugleich einen neuen Gegenwärtssinn.

Die preußische Antike und der preußische Klassizismus, die Diagonale zwischen dem

Baltischen und dem Schwarzen Meere, der Grenzfall zwischen nordischer und byzantinischer Bestimmung gehören zusammen. Und wenn Moeller den preußischen Stil zunächst dadurch abschloß, daß er ihn zum Bewußtsein erhob, so stellte er Preußen zugleich neue Aufgaben, indem er mit dem Recht der jungen Völker, der Kritik an dem Westen, der europäischen Wendung zum Dritten Reich, der Ablösung der überlieferten Schichtungen der Gesellschaft durch sozial-aristokratische Formen hinzustieß.

Dadurch ist ein neuer Grenzfall im Geistigen entstanden, der dem durch Versailles bedingten politischen Grenzfall entspricht. Er veranlaßte Moeller, in seinem Schlußkapitel zu schreiben, daß Preußen sein müsse. Ihm bedeutete dieses Sein aber zugleich ein Werden, ein Entstehen, ein Handeln unter Voraussetzungslosigkeit, gleichbedeutend mit einem geistigen Vorstoß auf eine neue Wirklichkeit und gleichbedeutend mit einer Absage an die Belastung durch geschichtliche Konventionen.

Das Buch beginnt mit dem Satz, daß Preußen ohne Mythos sei, Preußentum aber ein Prinzip in der Welt bedeute. Indem aber Moeller die Geschichte des preußischen Stils schrieb und eine europäische und preußische Epoche damit zum Abschluß brachte, überholte er bereits seine eigene Einleitung. Denn wie es Wahrheit ist, daß Preußen ohne Mythos ist, so bleibt es auf der anderen Seite durch seine Bezogenheit auch auf andere Völker eine ungeheure und nicht abreißende räumliche Wirklichkeit. Darum ist es weniger ein geschichtliches Prinzip, das sich nur in Wiederholungen erschöpfen könnte, sondern heute auf dem Wege, selbst ein Mythos zu werden, an dem nicht nur der deutsche Rationalismus teilhat, sondern dessen letzte Bezogenheiten jenseits unserer Grenzen liegen, woher wir sie mit neuer Kraft empfangen, wie sie mit steigender Verdichtung alle die Völker durchdringen, die der preußische Mythos etwas angeht.

Moeller van den Bruck's Buch „Der preußische Stil“ ist soeben in neuer Fassung im Wils. Gottl. Korn-Verlag zu Breslau erschienen (mit 30 Bildtafeln in Kupfertiefdruck Ganzleinen 7,80 RM.)

Die kleine Laterne

Von Max Jungnickel

Das Altertumsmuseum in der kleinen Stadt schläft spinnenversponnen. Selten einmal, daß ein Gast kommt, um sich die ausgestellten Dinge anzusehen. Und doch stehen und liegen hier Kostbarkeiten durcheinander. Lauter Stücke, die lebendige Seiten der greisen Stadtchronik sind, Stücke, die durch ganze Ketten von Menschengeschlechtern gewandert sind. Ein Meteorstein, vom Himmel gefallen, liegt neben einer verrosteten Spindel aus einem Hünnengrab. Ein Folterwerkzeug aus dem Mittelalter steht neben einem luftigen Kinderschlitzen, der irgendeinen seidenen Prinzen durch den Schneetag des Jahres 1803 trug. Und Kreuzstiz und Bibelseiten, Brot aus Hungerjahren, Gewehre aus Kriegen, Innungsfahnen und Ladenschilder, Schmutz und strahlend bunte Kirchenfenster; alle Zeiten der Menschengeschichte stehen auf einmal lebendig da, blinzeln mit den Augen und schlafen dann wieder todmüde ein.

Aber dort! Neben einem Spinnrad, ganz achtlos auf den Boden gestellt, steht eine kleine, drahtüberflochtene Handlaterne. Ein Ding, das man heute noch, für zwei Mark, im Lampengeschäft kaufen kann. — Was will diese billige, bescheidene Laterne in dieser Versammlung von Heiligen, Trabanten, Narren, Senatoren und Räten? Sie nimmt sich darin wie ein Bettellicht aus. Und doch ist gerade diese Laterne das kostbarste Stück in der ganzen Versammlung. Sie ist eine Heldin des Alltags. Sie ist es, die vielen Menschen das Leben rettete. Horch, die Laterne erzählt.

Mein Herr, der Weichenwärter, hatte Dienst auf Block 383. Es war Nacht. Er sah zur Uhr, gab Durchfahrtszeichen. Der Zug 8 brauste heran wie ein Irriwisch aus der Hölle. Der Zug sauste durch. Nach einigen Minuten ein furchtbarer Knall. Mein Herr rannte

ans Fenster. Die Lichter des Zuges waren verschwunden. Ein Unglück! Unglück! — Was tun? Der Zug mußte entgleist sein. Auf einmal fiel dem Weichenwärter ein: daß der beschleunigte Personenzug in einigen Minuten auf demselben Gleis hier durchfahren muß. Er muß auf den verunglückten Zug auffahren. Muß, muß! — Was tun? Mein Herr, der Weichenwärter, greift mich, rennt mit mir aus der Blockstelle, in entgegengesetzter Richtung. Immer über die Schienen rennt er. Er schreit. Er schwingt mich. Ich fühle, wie er bebt und zittert, wie seine Stimme heiser wird. „Halt! Halt!“ Und immer wieder Halt. Da, in der Finsternis, braust der Zug heran. Ich tanze durch die Luft wie besessen. Und nun steht der Zug. Weiter nichts, der Zug steht.

Das ist das heldenmütige Erlebnis der unscheinbaren, halb angerosteten Laterne. Wäre sie nicht gewesen, wären tausend Menschen ahnungslos in den entsetzlichen Tod gefahren. Wieviel Glück und Kraft, wieviel Gefang und Sehnsucht und Liebe und Schönheit wären mit einemmal von dieser Erde verschwunden! Wieviel Tränen und Armut und Sorgen wären gekommen! Aber die kleine, armselige Laterne war da, wurde von einer Menschenhand geschwungen: die kleine Laterne wurde das große Lebenslicht für eine Menschenchar.

Nun steht sie hier, im Kleinstadtmuseum, und erzählt schüchtern und ein bißchen altmodisch und unbeholfen ihre Tat. Die meisten Besucher laufen mitleidig lächelnd an ihr vorüber. Aber wenn sie erzählt, dann ist's, als ob die kleine Laterne strahlend und groß wird wie ein Stern. — Und die andern Dinge im Museum werden auf einmal klein und sinken in den Staub.



Paul Barsch zum Gedächtnis

Von Paul Keller

Einer der edelsten Schlesier ist in der Nacht vom 2. zum 3. August entschlafen — der Dichter Paul Barsch. Ein wunderliches Leben ist zu Ende gegangen. Arm an äußeren Gütern, prangend von innerem Reichtum. Von blutarmen Eltern abstammend, in der Düsternis einer dürstigen Behausung eines Reißer Dorfes aufgewachsen, erblindet, nur fähig, zwei Jahre die Volksschule zu besuchen und dann in die Lehre gekommen zu einem Tischler, der nicht viel wert war, schließlich als Handwerksbursche auf die Walze gegangen, von Schlesien aus gewandert nach Bayern und bis nach Luxemburg. Ost saß der Hunger neben ihm am Begrabe, oft deckte niemand anders den Wandermüden zu als die mütterliche Nacht.

In Breslau bestand damals ein literarischer Verein, die „Dichterschule“. Männer von Bedeutung und Namen gehörten dazu, Detlev von Siliencron, Gustav Falke, Max Kalbe, Dr. Theodor Löwe, Karl Viberfeld und viele andere. Die Poesie wurde in diesem Zirkel auf das ernsthafteste gepflegt. Es handelte sich um keinen Dilettantenverein. Es wurde strenge Kritik geübt, und alle, die dieser Vereinigung angehörten, erstrebten das Höchste. Von Luxemburg aus schickte der arme Tischlergeselle Paul Barsch seine Gedichte nach Breslau an die Dichterschule. Diese Gedichte waren so vollwertig, daß sie das Erstaunen der kritischen Herrschaften erregten und diese den heimatlosen Dichter nach Schlesien zurückberiefen und von der Tischlerhandwerkstätte in eine Breslauer Redaktionsstube versetzten, und zwar in die der Breslauer Gerichtszeitung, mit der Barsch bis zu seinem letzten Tage in treuester Freundschaft verbunden blieb. Im Hause des Verlegers dieser Zeitung, Wilhelm Kammer, hat Barsch die letzten Monate seines Lebens, aufs liebevollste betreut von seiner edlen Gattin, der Dichterin Marie Muthreich, zugebracht,

und ist auch in diesem Hause gestorben.

Barsch ist fast mit allen deutschen Dichtern befreundet oder doch bekannt gewesen; ich selbst war mit ihm in der Wunderwelt von Italien, wir blickten gemeinsam in das stiere Ange der Wüste Sahara, wir litten zwischen Tunis und Sizilien Schiffbruch. Aber wir haben auch ungezählte traute Stunden in angeregtem literarischem Verkehr, im fröhlichen Zusammensein verbracht.

Paul Barsch ist in der Hauptsache Lyriker gewesen. Als solcher gehörte er zu den Besten seiner Nation. Das ist von allen Literarischen, Verständigen neidlos anerkannt worden. Seine Lyrik ist von vollem Goldklange, tief, innig, philosophisch, von bezauberndem Reiz. Was die Form anbelangte, so war Barsch ein fanatischer Richter über die Reinheit des Reimes. Er selbst schrieb nie einen unreinen Reim und duldete auch bei andern keinen. Wer noch nicht ganz in Materialismus versunken ist, sollte sich das ganz billige Büchlein „Über der Scholle“ von Barsch kaufen. Dieses Büchlein enthält eine Wunderwelt lyrischer Schönheit. Aber auch ein ganz bedeutender Epiker war Barsch, wenn er auch nur ein einziges episches Werk in Buchform hinterläßt, den ganz köstlichen Roman „Von Einem, der auszog“. Nie wurde von einem deutschen Dichter die Poesie der Landstraße, die Psyche des „Tippelbruders“ so köstlich und goldbecht erfafst wie hier (der Roman ist im Bergstadtverlag Wilt. Gottl. Korn erschienen).

Ich bin gegenwärtig selbst krank in Banded und bekam mitten in meine schwere Kur hinein die tieftraurige Nachricht vom Tode des Dichters und Freundes. So kann ich eine längere Abhandlung über Barsch jetzt nicht schreiben. Wenn es irgend möglich ist, werde ich zu der Grabstätte des alten Freundes hinhumpeln, um ihm im allertiefsten

Herzen Dank zu sagen für das, was er meinem Leben gegeben hat, und ihm das letzte Lebewohl zuzurufen. Ich schließe mit den wunderschönen Versen, die in dem Büchlein „Über der Scholle“ von Paul Barsch stehen:

Wenn das Spiel am schönsten war,
Sommerabends in den Gärten,
Mußt ich scheiden aus der Schar
Meiner kleinen Spielgefährten,
Denn die Mutter rief:

„Mein Kind,
Komm geschwind,
Du mußt schlafen!“

Nun, da lang die Mutter tot,
Winkt die ewige Mutter leise,
Deutet hin zum Abendrot,
Und sie spricht die alte Weise
In das schönste Spiel:

„Mein Kind,
Komm geschwind,
Du mußt schlafen!“

Schwestern

Von Hans Gäßgen

Die kleine weiße Taube saß wie ein hergewehtes Blütenblatt vor dem Schlage. Es war ein leuchtender Tag.

Keine Wolke weit und breit, und die Sonne strömte mit segnenden Händen nieder.

Die kleine weiße Taube war jung, wenige Tage erst deckte das Flügelkleid ihren zarten Leib, und einen großen Flug hatte sie noch nicht gewagt. Heute aber wollte sie zum ersten Male aufsteigen zu den Schwestern, die droben schwebten, der Sonne näher als sie.

Sie straffte die Flügel.

Und dann warf sie sich hinein in die warmflutende Luft, die ihren Körper umspülte wie das Wasser eines sonnenerwärmten Sees.

Höher stieg sie, immer höher, und allen Tauben jubelte sie zu: „Schwester, liebe Schwester!“

Ganz droben aber flog eine Taube, viel, viel größer als die anderen. Ihr wichen die anderen Vögel scheu aus.

Die kleine, weiße Taube aber wollte die Schwester grüßen, und sie strengte ihre junge, unverbrauchte Kraft an, daß sie ihr immer näher kam.

Seltam: Schweigend flogen die anderen Tauben, die große Schwester aber summt und surrte gewaltig durch den Tag.

Nun hatte die kleine weiße Taube die große weiße Schwester erreicht.

Jubelnd rief sie ihr zu: „Schwester, liebe Schwester!“

Aber sie erhielt keine Antwort.

Noch einmal rief sie: „Schwester, liebe Schwester!“

Dann traf sie der Propeller des Flugzeuges.

Sie stürzte nieder, rasch und jäh, wie die Sternschnuppen fallen in den Sommernächten.

Noch einmal schlug sie die Augen auf.

Noch einmal sprach sie leise, ganz leise: „Schwester, liebe Schwester!“

Dann schwieg sie für immer.



Abschied!

Dieses ist die letzte Nummer der „Bergstadt“, die unter meiner Herausgeberschaft erscheint, dann geht das Unternehmen an einen anderen Verlag über.

Ich will weiter nichts, als mich von Euch, meine lieben Bergstädter, verabschieden.

Habt Dank für Eure Liebe und Treue!

Lebt wohl! Behüt' Euch Gott!

Paul Keller



B2 27206